

Die Zeitungs

Nr. 10

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1910

Der Weibermann.

Roman von Maria Schlumpf.

(32. Nummer)

Auf den heiteren Abend im Grunde folgte für Philomena ein düsterer, trauriger Morgen. Schon frühe, nachdem sie seit kaum einer Stunde in tiefem Schlafe von ihrem jungen Brautglücke träumte, ward sie unauflöslig von heftig zufallenden Türen und der laut scheltenden Stimme der Mutter geweckt.

Frau Elisabeth war es gestern Abend gewesen, als bändige eine rätselhafte Macht ihren Willen und Löhne sie geradezu. Aber in ihr Reich, auf den Hochstuhl, zurückgelehrt, fühlte sie wieder festen Boden unter ihren Füßen. Und nicht mehr unter dem Pann, den Wolfgangsgewegwart hies auf sie ansah, richtete sich ihr Trotz empor, und sie war entschlossen, die gestern Abend verlorene Stellung zurückzuerkämpfen.

Früh schon also stand die Melodie im Schlafzimmer ihrer Töchter, und mit in die Zeiten gestimmten Sämen rief sie: „Wollt ihr heut liegen bleiben bis Mittag? Meint ihr, das Lumpen und Tummeln gehe heute noch fort? Auf der Stelle steht auf, mannsvoll lächtige Finger. Ich will dir heut den Schwaben schon wieder austreiben, Du, Große! So einen heiraten! Wohl, schön! Wovon leben, mücht ich fragen? Von was, he? Meint halt, er bekommt eine reiche Frau, der Schwab! Sü, ha, wird sich wüßl verrechnen, ich bin auch noch da, und wenn's sein müßt, wegen dem zuleid könnt ich's ja tun; es haben auch schon ältere.“

„Na, meinetwegen könnt ihr schon heiraten, aber der Leo nimmt mich nicht wegen dem Vermögen, er hat seinen guten Verdienst,“ sagte Philomena mit bebender Stimme zwar, aber doch entschieden.

„Na, guten Verdienst,“ höhnte die Mutter. „Was hat heutzutage ein Schneider denn für einen Verdienst, wo jeder sinedt seine Werkstücke fertiggemacht kauft, und wo kein Mensch mehr zum Schneider, sondern alles nur in die Läden geht, wenn sie was Neues wollen? Und recht haben die Leute! Besser und billiger ist's. Und daß Du es weißt, aus ist's mit dem Schwaben; ich geb es nie zu, und wenn Du ihn nicht laufen lässest, so enterbe ich Dich.“

Die Mädchen waren inzwischen aufgestanden und hatten sich eilig angekleidet. Nicht ohne Stammen gewahrte die Mutter, daß ihre große Tochter ihre Straf und Trobrede mit verblüffender Ruhe anhörte, gar kein Klammern und Faummern. Ja, Gegenteil prägte sich horrer Trotz in den Zügen aus. Und die andere, die Zenz, die lächelte nahezu höhnlich.

„Na, ja, verbündet Euch nur, das wird Euch nichts helfen. Du, Zenz, kommst mir auch recht mit Deinem Köpfbüchler. So einer mücht gern sich breitlegen und sagen: „Der Hochstuhl ist mein, und Du, Alte, bist entlassen.“ Se, he, ja, ja, guten Tag, Herr Köpfbüchler, schön guten Tag, gehorsamer Diener! Aber, ohä, noch bin ich da, und mich drückt so einer nicht so leicht weg. Ich habe Vermögen und Sol zusammengebrocht mit Sämen und Schaffen. Ich und der Vater selig. Aber ich bin auch noch da, und wenn's sein müßt, wegen zuleid könnt ich es schon tun, es haben auch schon viel ältere.“

„Na, ja, Mutter,“ rief Zenz, mit wirklich lachend, „meinetwegen mücht ihr's tun und



Asphaltarbeiter.

wegen dem Köpfbüchler braucht ihr nicht Angst zu haben. So einen nehm ich meiner Lebtage nicht.“

Diese hochmüthige Antwort war nun auch wieder nicht nach dem Sinne der Frau Elisabeth, die aus dem Schelten nun gar nicht mehr herauskam. Zenz und Philomena suchten ihr so viel wie möglich aus den Augen zu kommen. Letztere besonders hielt sich tagsüber tuschlich in ihrer Stammer auf und hatte sogar bisweilen die Türe geschlossen, so daß Zenz ihr einmal, müntst auf die Müntse drückend, lachend rief: „Grad wie's die Mutter im Brauch hat. Du halt halt doch ihr Münt!“ Und da von Philomena eine Antwort ausblieb, ging Zenz davon, ohne sich weiter um die Schwester zu kümmern. Ihr war hell zuante trotz des häuslichen Zwistes. Wegen Abend packte sie einige kleine Törtchen, welche die Waise im Grund ihnen nach Hause gegeben, in ein Körbchen, um sie der Großmutter in der Mühle zu bringen.

Zenz schritt mit klopfendem Herzen über den Ahr des Weibermannes. Sie war kalt, wandte auf verbotnem Pfade, und doch konnte sie der Vernahme, in die Mühle zu sehen, nicht widerstehen. Die Mutter und Frau Mei rief von innen ein dumpfes „S' sein!“. Kalt wohl ta Zenz diese Stimme. Klammern vernahm in der ganzen Stube anger Frau Mei, die am Ende in einer Schachtel voll so unscham wachte. Die junge Frau sah nicht mehr so hübsch aus wie am vergangenen Abend. Ihr Mund war verdröht, das Haar unackannt, ihre ganze Haltung trübe. Sie erwiderte der Gram des Mädchens mit einem, wie es Zenz portant, feindlichen Blick. Und nachdem sie nach der Großmutter gefragt, erhob sie sich, murmelte etwas vor sich hin und entließ sich abhängenden Schrittes.

Vom Ahr her ertönten Geräusche, und Wolganga erschien mit den Sächten, und Matharme, die Waad, das Bierbrot auf den Tisch stellte. Wolganga begrüßte das Mädchen mit seiner gehaltenen Freundlichkeit und lud sie zum Wehalten ein. Sie hätte schon geantwortet und sei nur schnell der Großmutter wegen gekommen. Eben trat diese herein, den kleinen Jungen Wolganga am Arm. Den beiden folgte Meß mit einer Maß Wein und zwei Gläsern. Mit Geräusch zog sie einen Stuhl neben Wolganga, vor den sie den Wein und die Gläser stellte. „Das verhält sich doch, daß ich Wein holen muß, wenn Deine Liebste uns leucht; Wüß ist da zu wenig,“ antwortete sie auf Wolganga's fragenden Blick gerert.

„Aber Du weißt doch, daß ich nicht Wein trinke. Der ist nur für Euch Aranenwoll.“ Immerhin tranken wir Weiberd. Zenz zur Weidmüth.“

Todblat war Zenz geworden und wieder blutrot. „Wie meint ihr das, Frau Nachbarin?“ wandte sie sich an Mei, die den Sächten die Gläser füllte und mit tollerhaftem Haß begunt hantierte. Meißend antwortete die: „Mit Euch hab ich nichts, aber meinen Mann kennt man. Schand und Spott ist das für einen Verherrachten. . . . Allweg geh ich Tag meines Lebens zu keinem Ball mehr. Bei uns in Alberg wird ein solcher Mann etwas erfahren.“

„So sei doch autändig und laug jetzt nicht Streit an. Nimm das nicht trumm, Zenz. Meine Frau ist eben unguter Laune. So Frauen haben oft ihre krankhaften Einbildungen.“ Wolfgang versuchte sogar zu lächeln.

Mein Seng war aufgestanden und wandte sich bebend vor Erregung an die Großmutter am Nebentischchen. Umsonst hatte diese versucht, den Knaben zu beruhigen, der laut zu weinen begonnen.

„Großmutter, Ihr kommt gleich mit mir heim; wo man mir so schöne begegnet, werdet Ihr nicht mehr bleiben,“ sagte sie.

Wolfgang war aufgestanden und hatte den Kleinen an sich genommen. „So seid doch ruhig, ihr alle!“ rief er.

Der Kleine schwieg Augenblicklich; allein Frau Kesi lamentierte weiter und schmähte ihren Mann. Die Großmutter redete beschwichtigend auf ihre Enkelin ein, die ihre Augen nicht von der Frau wegwenden zu können schien.

Blöcklich fiel Kesi der Länge nach hin. Wie's nur geschah? Wahrscheinlich war sie über den Hund gestolpert, der am Boden lag; der hatte auch einen Schrei ausgestoßen. . . Nun schwieg die Frau endlich. Wolfgang reichte das Kind der Großmutter. Stumm hob er die Daliegende auf und trug sie wie ein Kind auf seinen Armen nach dem Nebenzimmer, wo er sie, wie durch die offengebliebene Tür zu sehen war, auf ein Bett hinlegte. Bevor er jedoch zurückkam, hatte Seng ihr Störbchen zur Hand genommen und verließ ohne Gruß so eilig das Haus, daß die bestürzte Großmutter ihr nicht zu folgen vermochte. Draußen auf dem freien Plaze erst hielt Seng an und erwartete die mit dem Knaben auf dem Arm ihr Nachhumpelnde.

„So wart doch; was läufst Du so? Das ist doch nichts Merkwürdiges! Wer wird wegen so was davonlaufen! Da wär schon lange kein Mensch mehr da, wenn — wenn wir — so — empfindlich sein wollten.“

So sprach die Alte atemlos.

„Na, was ist denn das, was hat die Frau gegen mich?“ fragte Seng hart.

„Was wird's sein?“ antwortete die Großmutter bekümmert im Weitergehen. „Was das ist? Was alle Tage ist — sonst nichts. Walterli, halt still — was ist es, wenn eine Frau trinkt? Und die Kesi trinkt und wir alle müssen darunter leiden, am meisten der Wolfgang. Seit die Mutter nicht mehr nachkommt, des Kranken Weines wegen — ist es gar schlimm. — So kommt der Wolfgang zu armen Tagen und das gewiß.“

„Na, jagt er denn gar nichts zu ihr?“ warf Seng dazwischen.

„Der und etwas sagen! — Der läßt sich Tag für Tag von dieser Frau die ärgsten Schandthaten vorwerfen, ohne eine Silbe einzuzuwenden. Na, zuletzt, wenn sie hingefallen, hebt er sie auf und trägt sie ins Bett, wie Du es vorhin gesehen.“

„Aber daß sie gerade mich hernimmt?“

„Ach, das — Walterli, sieh, da hast Du was Gutes, Schlecker, Du kleiner. — Jrgend jemand muß halt dran glauben. Seit dem Ball im Grund bist Du's; alle Stund hält sie ihm Dich vor — das muß man nicht achten an ihr. — Walterli, still, wir gehen jetzt heim.“ — — —

„Alle Stund hält sich mich ihm vor — vor allen Leuten,“ dachte Seng. —

Der zweitfolgende Morgen nach dem Fastnachtabend im Grund ließ sich nicht freundlicher an für die Bewohner des Hochbühls als sein Vorgänger. Frau Elisabeth blieb noch immer einer Gewitterwolke, die sich keineswegs völlig entladen. Ihre gelbstreifigen Augen schossen Blitze bald über das ebenfalls gewitterdüstere Gesicht ihrer Seng und die schweigend am Frühstückstische sitzenden Knechte, bald nach der Türe, durch welche Philomena immer noch nicht erscheinen wollte. — Es konnte einem schon bange werden.

Kein Wort ward gesprochen. Das Frühstück war zu Ende, aber noch immer keine Philomena da. Das mochte der auf Bünktlichkeit haltenden

Frau Elisabeth zu viel der Trägheit und Störrigkeit sein. Mit geröteter Stirn verließ sie die Stube, um selber in die Kammer der Töchter zu steigen und die Widerspenstige zu lehren, wer Meister sei und was das vierte Gebot befehle. Im Grunde ihrer Seele aber war sie über Seng weit mehr empört als über die „dochtige“ Philomena. Wie jene während des ganzen Frühstückes dasaß — als ginge sie alles rein nichts an — als sähe sie nicht das Unerhörte, daß die Schwester nicht aufgestanden war. Und kräuselte nicht ein verräterisches Lächeln ihre Lippen? Na, ja, den beiden Töchtern mußte sie wieder einmal gehörig den „Tätzsch“ putzen,**) daß sie wissen, was Trunpf ist.

Da stand sie in der Schlafkammer der Töchter — aber nicht laut scheltend auf die Ungehorsame zugehend, sondern stumm und starr bei der Türe. — Was war das? Nirgends eine Philomena und unberührt die breite Lagerstatt. Von dieser wanderte der Blick Frau Elisabeths nach dem Schranke daneben, in welchem die Verichwundene ihre Sonntagsgleider verwahrte. Der Schlüssel stak — doch eine große Lücke gähnte entgegen. . . Also wirklich fort! Davongelaufen bei Nacht und Nebel. . . wohin? Zum Schwab ohne Zweifel — eine Bauerntochter vom Hochbühl.

Einen Augenblick schier erfaßte ein Schwindel die stämmige Frau. Sie machte mit der Rechten eine unsichere Bewegung nach der Stirn und tat einen Schritt rückwärts, um sich an den Türpfosten zu lehnen. Doch alsogleich richtete sie sich und alsogleich stand sie mit flammenden Augen wieder in der Stube vor Seng, die eben das Frühstücksgeschire zusammenräumte.

„Wo ist die Große? Was bedeutet das? Warum sagst Du nichts zu mir?“

Mühsam, fast knirschend kamen die Worte von ihren Lippen.

Erst nach einer Weile antwortete Seng: „Zum Leo wird sie sein, wohin sonst? Was sollt ich denn protestieren? Wenn Ihr so dreinschaut, ist man froh, still zu sein.“

Jetzt brach der Sturm los. „Ach will doch sehen, wer noch Meister ist,“ rief sie stark und laut. „Ihr nichtsnutzige Laster, ihr! Treibt die Sach miteinander. Aber recht ist's, daß sie fort ist, das Mensch. Wie soll sie mir mehr unter die Augen kommen — nie — auch wenn ich auf dem Todbett bin, nicht — enterben werd ich sie und Dich dazu. Und jetzt den Wolfgang geholt — der soll's vernehmen, was ich für Kinder hab. Durch den Landjäger soll sie zurückgebracht werden. Marsch!“

Jetzt erst war langsam eine tiefe Röte in das unbewegliche Gesicht des Mädchens gestiegen. Sie stellte die Krüge, die sie in den Händen hatte, wieder auf den Tisch, und sich zur Mutter wendend, fuhr sie gereizt heraus: „Wolfgang hole ich nicht. Wenn Ihr ihn braucht, so mögt Ihr ihn selber holen oder einen Knecht schicken. Und daß Ihr es gleich wisset — von seiner Beiständerei will ich nichts mehr wissen. Meinen guten Namen will ich seinetwegen nicht einbüßen. Der Hof muß verkauft, das Vermögen versteilt werden, und dann kann jede von uns gehen und tun was sie mag.“

Starr stand Frau Elisabeth da, und starr schaute sie das Mädchen an, das die Krüge wieder sahnte und rasch an der Mutter vorbei hinausging. Und starr wie eine Säule stand sie noch eine Weile, nachdem die Seng die Türe zugeschmettert — getreu nach mütterlichem Beispiele. Zu einem klaren Gedanken brachte sie es nicht. In tollem Wirbel kreisten die Begriffe Seng, Wolfgang, Beiständerei, Hofverkauf, Schwab, Philomena durch den Kopf. Still setzte sie sich an den Nebentisch, und langsam begann es in ihr zu tagen. Zugleich aber verschärfte sich auch das Gefühl ihrer Verlassenheit, und ihr Groß-

*) einfältige.

**) Sie abfangeln.

und Schmerz machten sich in abgerissenen, halblauten Reden Luft.

„W—was ist auch d—das! Solche Kinder! O K—fra—anz im Himmel oben, wenn Du's wüßtest! Kleine Kinder — kleine Kreuz — große Kinder — große Kreuz! Ich habe sie doch recht erzogen in Zucht und Ehren! Und jetzt so! Am wehsten tut mir noch Seng, so grob mir zu begegnen.“ — — —

Fast wollte Wehmut sie übernehmen, doch rasch gewannen die herberen Elemente in ihr die Oberhand. Und was in wilder Sturmesnacht von einem irrenden Schiffe der Blick auf einen Leuchtturm, das war für Frau Elisabeths Gemüt der Gedanke an Wolfgang.

Still verlief der Tag, der so stürmisch begonnen. Der Abend brachte noch zwei Ereignisse. Die Pöstlerin kam und gab einen umfangreichen Brief an Frau Elisabeth ab. Er war von Leo und Philomena unterzeichnet, die in langatmigen Sätzen der Mutter mitteilten, daß Philomena einsteilen zu ihrer Patin nach Belenbos gehen und dort bis zu ihrer gleich nach Ostern stattfindenden Hochzeit verbleiben werde. Ehrerbietig war der Ton, sauber die Schrift, und in eine Ecke des Bogens hatte der kunstfreundliche Schneider sogar ein Blümchen und ein vierblättriges Kleeblatt gezeichnet. Wahrscheinlich war es der Anblick dieses Symbols, der auf Frau Elisabeth befriedigend einwirkte. Sie, die selber nur notdürftig ihren Namen schreiben konnte, hatte großen Respekt vor graphischen Künsten, und statt, wie sie sonst unfehlbar getan hätte, den Brief in Zehen zu reißen, faltete sie ihn zusammen und schob ihn in ihre Tasche mit dem Gedanken: „Das muß ich doch mal dem Wolfgang zeigen.“

Sie hatte auf sein Erscheinen gerechnet. Sie konnte doch nicht selbst zu ihm gehen oder einen der Knechte schicken nach den schönen Worten der Seng. Ihr Goffen war umsonst, und statt seiner fand sich ein anderer ein, den sie gar nicht hergewünscht — der Koffhuh-Meff.

„Ich kann es nicht länger aushalten — ich muß mich mit Dir ausöhnen und vereinbaren,“ sagte er gleich bei seinem Eintritt in die Stube, zu Seng hinschreitend und ihre Hand erfassend, ohne von der Mutter und den Knechten, die eben zum Nachtessen hereingekommen, Notiz zu nehmen.

„So einen ungeschliffenen und mißtrauischen Burschen mag ich nicht,“ sagte Seng und entzog ihm ihre Hand. Ihr Auge aber sah ihn trotz der Abweisung gar nicht unfreundlich an.

„Bin ein dummes Kalb gewesen, das bin ich. Wird mich mit dem Wolfgang schon zurechtfinden, Dummheit das, verfluchte. Aber Dich muß ich haben, und eher geh ich heut nicht fort, bis Du den Kampf aufgibst. Ich will doch sehen, wer mir zuwider sein könnt.“

Da reichte ihm Seng kurz entschlossen ihre Hand wieder und sprach: „So nimm mich, wenn Dir dann geholten ist. Aber daß Du es weißt, ein ungutes Mädeli bin ich.“

Da stieg eine feurige Röte in die Schläfen des riesigen Burschen, und seine blauen Augen leuchteten. Er umschlang mit seiner großen Tazze die schlanke Seng über den Hüften und hob sie mit einem Zuchtschrei in die Höhe.

„Hä, h—hä, ja, ja,“ ließ sich eine höhnische Stimme vernehmen. „Will schon sehen, wer Meister ist auf 'm Hochbühl, beim Seckermengel. Will schon sehen! . . .“

Sommerwonne lag über den Doggenhöfen. Hoch im Blauen ging die Sonne, flammend in Nulglut. Auf den Wiesen lag dustendes Heu in breiten Schwaden, und im Schutze üppigen Laubwerks quollen und schwoollen die Früchte. Schweigend brüteten die Vögel in ihren Nestern; nur hoch über den Tannenippen des Doggen schwebte, majestätisch freisend, ein Falkenpaar.

Asphaltierte Straßen.

Von E. Lewinohn.

Die moderne Entwicklung der letzten Jahrzehnte hat auf allen Gebieten ungeheure Umwälzungen hervorgerufen. So sind auch die großen Gemeinwesen Städte vor Aufgaben gestellt, zu deren Verwaltung alle Zweige der Technik herangezogen werden müssen. Diese Aufgaben haben sich so vielseitig entwickelt, daß die Verwaltung nur eines Gebietes einer Großstadt eine Behörde für sich ist; schon ein derartig abgegrenztes Gebiet erfordert einen Dezernenten, der sein Fach gründlich beherrschen muß. Ein solches Spezialgebiet der modernen Stadtverwaltung ist der Tiefbau, zu dem auch der moderne Straßenbau u. a. m. gehört.

Straßen und Wege sind in grauer Vorzeit entstanden, sobald die Menschen mit einander in Verbindung traten. Es waren meist Karawanenstraßen, die in wenig kultivierten Gegenden noch heute in gleicher Weise wie vor Jahrtausenden begangen werden. Ohne daß man diesen Handelsstraßen eine besondere Sorge und Pflege zuteil werden ließ, waren es zuerst die durch eingedrückte Wagenspuren und den Huf der Zug- und Lasttiere gekennzeichneten Wege, die nach unseren heutigen Begriffen kaum die Bezeichnung Straßen verdienen würden. Eine gewisse Pflege mußte man allenfalls den Straßen und Wegen widmen, wo sie etwa Gebirge überbrücken, steil abfallendes Gelände zu sichern. Jedoch verstanden es schon die alten Römer, prachtvolle Straßen zu bauen, die zum Teil hoch über unseren heutigen Chaussees standen. So entstand schon im Jahre 812 v. Chr. die Via Appia, die von Rom bis Capua und später durch ganz Unteritalien führte; diese Straße hatte eine Länge von über 500 Kilometern. Auf einer festen Unterlage ruhten glatt behauene, daher fast fugenlos aneinandergereihte Quadersteine, die an beiden Seiten von 70 Zentimeter hohen Stein-einfassungen eingesäumt waren. Die Breite der Straße betrug 8 Meter. Diese Appische Straße, die Via Emilia in Oberitalien u. a. waren Heerstraßen, die zur schnelleren Beförderung der römischen Heere dienten. Es war eben damals schon genau so, wie heute: sobald der Militarismus Opfer verlangt, müssen diese unter Sanktion anderer Interessen -- gebracht werden.

Mit der Zeit entwickelten sich solche Heerstraßen allerdings auch zu Handelswegen, wie die nach Gallien, dem heutigen Frankreich, und nach Deutschland führenden, wodurch sie dann auch Kulturzwecken dienten. Während man also von Land zu Land neue Wege anlegte und die wichtigeren auch etwas pflegen mußte, sah es mit den Straßen in den Städten ziemlich traurig aus. Erst im 12. und 13. Jahrhundert gingen in Deutschland die Reichsstädte mit vorgeschriebenen Pflasterungen voran, und erst der moderne Verkehr in unseren Großstädten war es, der an den Straßenbelag bedeutende Anforderungen stellte, die in der Anwendung des Asphalts vorläufig eine einigermaßen zufriedenstellende Erfüllung gefunden haben.

Das zur Asphaltierung von Straßen nötige Rohmaterial ist ein weicher, poröser, von sogenanntem Bergteer völlig durchtränkter Kalkstein. Dieser Bergteer findet sich in der Nähe von Petroleumfundstellen; man denkt ihn sich aus durch Sauerstoffaufnahme verharzte Petroleumteile entstanden. Besteht das Rohmaterial der Petroleumquellen nun aus Kalk, so wird dieser mit dem Bergteer getränkt und wir haben den Asphaltstein vor uns. Hat der Bergteer keine Gelegenheit, sich mit Sand oder durch-

lässigem Gestein zu vermengen, so bildet er in weiterer Verharzung kompakte, glänzende, schwarze Massen, die sich in Gesteinsbohlungen usw. sammeln, nämlich das Mineral Asphalt, das zu allen möglichen Abdichtungen, wasserundurchlässigen Schichten bei Bauten, als Anstrich besonders bei Bedachungen und dergl. verwandt wird. Uns interessiert hier jedoch nicht der kompakte Asphalt als Mineral, sondern der Asphaltkalkstein. Dieser findet sich an verschiedenen Stellen der Erde. Die besten Sorten kommen aus der Schweiz, im Val de Travers im Kanton Neuchâtel aus Porimont bei Zeyffel in Frankreich, südlich von Genf, aus Tirol, Sizilien, Mittelitalien, auch in geringen Mengen aus Deutschland. Wie bei vielen anderen Gelegenheiten, so führte auch hier ein Zufall zur Verwendung des Asphalts. Man bemerkte nämlich beim Transport von Asphaltkalksteinen, daß diese vom Wagen gefallen in der Sonnenhitze zerfielen und daß sich eine feste Decke bildete, sobald folgende Wagen über den zerfallenen Stein hinwegfahren. Diese in der Schweiz beobachtete Erscheinung veranlaßte den Schweizer Ingenieur Merian im Jahre 1839 mit der Verwendung des Asphalts als Straßenbelag zu beginnen. Bald erkannten auch die Franzosen den Wert des neuen Mittels. So erlebten Paris im Jahre 1851, dann London 1860 und Berlin 1877 ihre ersten Asphaltierungen.

Die Ausführung der Asphaltierung geschieht im allgemeinen auf folgende Weise: Zunächst wird die zu asphaltierende Straße in einer Tiefe von 20 bis 25 Zentimeter ausgehacht. Dieser Raum wird ausgefüllt mit einer Petonschicht, bestehend aus einer Mischung von Zement und grobem Kies. Diese Mischung wird unter Zuhilfenahme von Wasser durch schnelles Durchschaukeln hergestellt. Sie wird an der Oberfläche geglättet und bleibt 8 bis 9 Tage zum Austrocknen und Festwerden sich selbst überlassen. Dann wird der Asphaltstein an Ort und Stelle in entsprechenden taubaren Behältern auf über 100 Grad erhitzt, wodurch er zu einem braunen Pulver zerfällt, das in einer Schicht von 7 bis 8 Zentimeter Dicke auf den Beton geschüttet wird. Diese Aufschüttung erfordert große Geschicklichkeit und einen Stamm geübter Arbeiter, da die Schicht nicht nur gleichmäßig hoch, sondern das Pulver auch gleichmäßig dicht aufgetragen sein muß, wenn sich nicht Ungleichmäßigkeiten in der festen Decke bilden sollen. Schließlich wird die Oberfläche mit einem langen Nadelholz abgestrichen. In den beiden Zeiten erfährt die Fläche eine kleine Wölbung zum Abfließen des Regen- und Sprengwassers. Ist das Niveau soweit fertig, dann werden darüber stark mit Eisenblöcken belastete, von mehreren Lenten bewegte Walzen gezogen, in deren Innenraum sich glühende Kohlen befinden. Das durch das heiße Walzen komprimierte, festgewordene Material wird hierauf noch mit eisernen Stampfen bearbeitet, die in größerer Zahl in geräumigen, mit Feuerungsmaterial angefüllten Windöfen erhitzt worden sind. Das Ganze wird dann endlich noch mit gleichfalls heißen, schlittensförmigen Glätteisen geglättet. Ist nach einigen Stunden Abkühlung erfolgt, so kann die neue Straße dem Verkehr übergeben werden. Die zuerst braune Oberfläche nimmt dann bald die bekannte weißlich-graue Färbung an.

Die Hauptbedingung für dauerhafte Asphaltierung ist die Herstellung einer guten Betonunterlage, da die auf ihr aufgebrauchte Asphaltschicht weniger die Bestimmung hat, selbst einen Widerstand zu leisten, als die, eine unveränderliche Schutzdecke zwischen der festen Unterlage und den Rädern, Pferdehufen usw. zu bilden. Durch eine gewisse Elastizität dieser Asphaltschicht wird die Unterlage noch besonders geschützt. Diese Petonschicht muß denn auch vor

Ausfrottung der Asphaltmasse vollständig angetrocknet sein. Ist dieses nicht der Fall, so verduftet bei Hitze die Feuchtigkeit unter der Asphaltdecke und erzeugt in dieser Masse, die sich sehr bald erweitern, den Zusammenhang lockern und schließlich zu vollständiger Zerstörung führen. Es ist selbstverständlich, daß nur bestes Material verarbeitet werden darf. So hatte Paris Ende der 70er Jahre dadurch großen Schaden zu erleiden, daß die Asphaltierung sehr bald der Zerstörung anheimfiel. Zuerst zeigten sich auf der Decke schwarze Flecke, berührend von losem Pulver, das Feuchtigkeit aufgenommen hatte; dieses Pulver zerfiel durch den regen Straßenverkehr, wurde ganz zerrieben, es entstanden kleine Löcher, die sich schnell vergrößerten und dadurch die ganze Asphaltdecke zerstörten. Es war hier vom Unternehmer ungeeigneter Asphaltstein verwandt worden. Durch weitere Erfahrungen weiß man jetzt, daß der Kalkstein mindestens 10 Proz. Asphalt und keine öligen Bestandteile enthalten soll. Es müssen daher oft Mischungen mit einzelnen Sorten untereinander vorgenommen werden, um geeignetes Rohmaterial und damit günstige Erfolge zu erhalten. Ähnlich wie Paris hatte auch Berlin eine mißlungene Arbeit von allerdings nur geringer Ausdehnung zu verzeichnen, was bei allen neuen Erfindungen ja nicht ausbleiben pflegt.

Die Asphaltierung besitzt anderem Pflaster gegenüber eine ganze Anzahl von Vorzügen, von denen jeder einzelne schon die allgemeine Einführung dieses Straßenbelags wünschenswert erscheinen läßt. So spielt sich der Wagenverkehr auf Asphalt fast geräuschlos ab. Es ist ja bekannt, in welcher Weise der Großstadtmensch durch alle möglichen Straßengeräusche ständig gequält wird. Ein vollständig intaktes Nervensystem braucht allerdings durch den Lärm nicht weiter gehärtet zu werden; spürt man erst den Lärm, indem er als unbequem und lästig empfunden wird, so ist dieses ein Zeichen, daß die Nerven eben infolge des andauernden Lärms bereits angegriffen sind. So heißt es in einem ärztlichen, schon vor 30 Jahren abgegebenen Gutachten, also zu einer Zeit, in der man die Entwicklung der damaligen Großstädte, wie sie bis heute vorgeritten ist, kaum voraussehen konnte: „Darüber kann kein Zweifel bestehen, daß der in unseren Großstädten herrschende Lärm die Lebenskraft unseres Körpers untergräbt und das Leben abkürzt. Jede Reizung der Hörnerven reizt die Tätigkeit des Herzens, und eine übermäßige Wiederholung oder ungebührliche Stärke dieser Herzaktivität stellt streuende Ansprüche an die Lebensfähigkeit unseres Körpers. Unsere Färsprache für ein geräuschloses Pflaster geht nicht etwa aus einem Verlangen nach einem wünschenswerten Luxus, sondern vielmehr aus der auf physiologischen Daten begründeten Überzeugung hervor, daß Ruhe für den Körper ebenso notwendig ist wie Schlaf oder Bewegung. Selbst aber, wenn man verhindern wollte, sich gegen den Straßenlärm durch Schließen der Fenster zu schützen, so ist doch die große Erschütterung der Häuser bei Granitpflaster nicht zu beiseitigen, welche den Aufenthalt in Häusern an verkehrsreichen Straßen geradezu unerträglich macht.“

Die Geräuschlosigkeit des Asphaltpflasters, um den nicht ganz korrekten Ausdruck zu gebrauchen, hat denn wohl auch das meiste zu seiner großen Verbreitung beigetragen. So besaß Berlin im Jahre 1891 nicht ganz 770 000 Quadratmeter Asphaltpflaster, das bis April 1907 auf über 2½ Millionen Quadratmeter gestiegen ist; das Jahr 1907 brachte dann noch über 100 000 Quadratmeter Zuwachs, so daß am 1. April 1908 an 2 680 000 Quadratmeter vorhanden waren.

Nach die Fortschaffung sehr schwerer Lasten geschieht geräuschlos und ohne Schädigung der

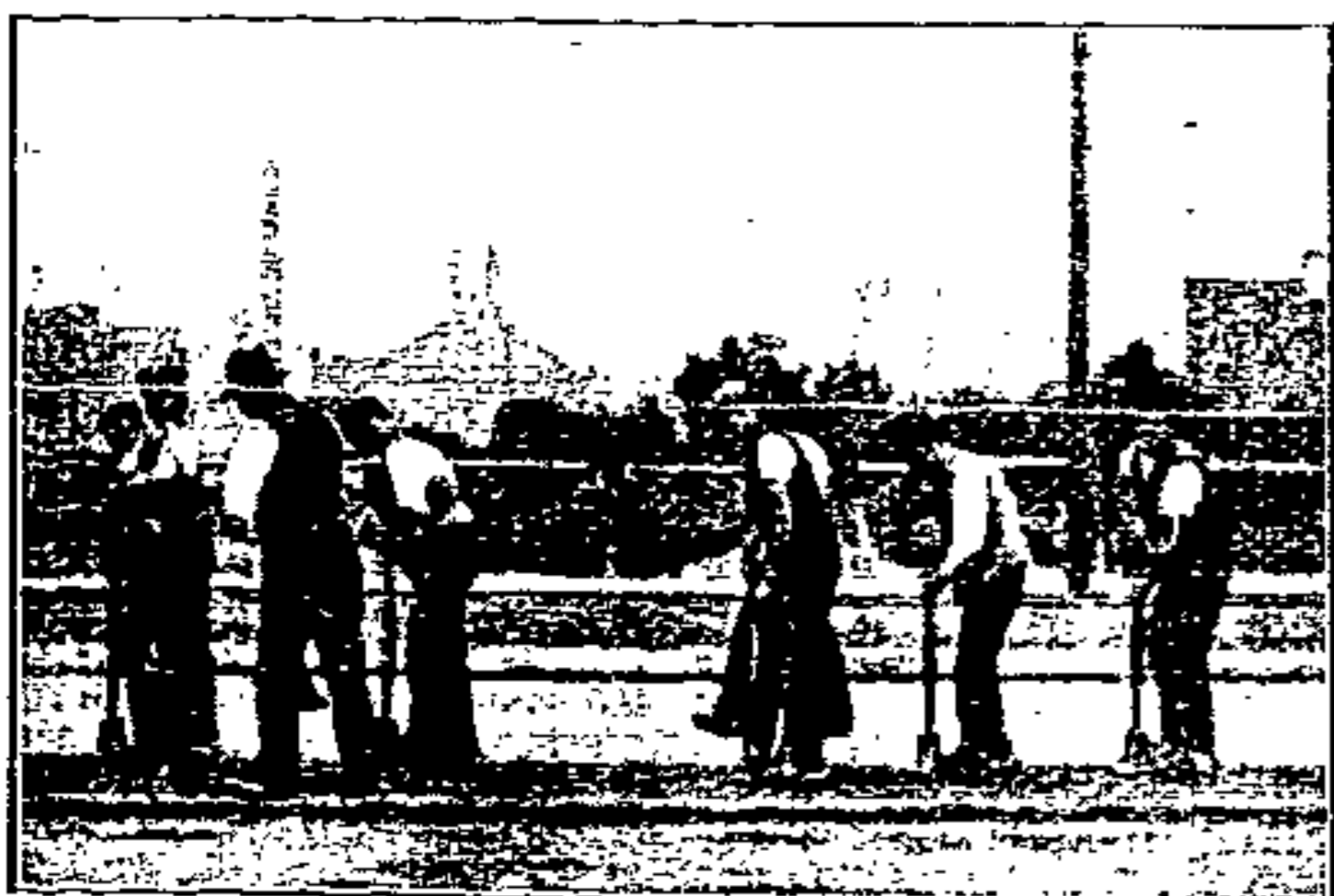
Asphaltdecke. So wurde gelegentlich in London ein über 17 000 Kilo schwerer Granitblock auf einem Wagen, der noch 3000 Kilo Eigengewicht besaß, über Asphaltpflaster transportiert, ohne daß die breiten Räder einen Eindruck zurückgelassen oder der Transport ein Geräusch verursacht hätten.

Weiter besitzt Asphalt die Eigenschaften, weder Staub noch Schmutz zu erzeugen und leicht gereinigt werden zu können. Hierüber



Die Asphaltmaße wird aufgetragen.

äußert sich der Berliner Magistrat in einem seiner letzten Verwaltungsberichte: „Die Beschaffenheit des Straßenpflasters ist von großer Bedeutung für die Straßenreinigung. Schlechtes Pflaster ist schwer zu reinigen und ergibt unter gleichen Verkehrsverhältnissen viel mehr Schmutz als gutes Pflaster. Aus diesem Grunde ist die stetig und in erheblichem Grade zunehmende Vermehrung des guten Straßenpflasters für die Ausübung der Straßenreinigung ein außerordentlich wichtiger Umstand, auf den zum großen Teil zurückzuführen ist, daß die durchschnittlichen Ausgaben der Verwaltung nicht in demselben Maße gestiegen sind, wie sich räumlich das Straßengebiet vergrößert hat.“ — Die Abnutzung des Asphalts ist eine so minimale, daß sie ganz außer Betracht bleiben kann. Steinpflaster nutzt sich dagegen ziemlich bedeutend ab, abgesehen davon, daß sich in den Fugen alle möglichen Stoffe festsetzen, die dort in Gärtnis übergehen und nicht gerade zur Förderung einer zweckmäßigen Hygiene beitragen. Alle diese in den Fugen des Pflasters lagernden Abfallstoffe bilden bei warmem Wetter den lästigen, gesundheitsgefährlichen Staub, von dem es wissenschaftlich durch Messungen in verschiedenen Großstädten, besonders in Paris, festgestellt ist, daß er millionenweise mehr oder weniger schädliche Keime enthält. Bei Regenwetter verwandeln sich diese



Stampfer.

Abfallstoffe in eine schlammartige Masse, die auch durch stärkere Sprengung nur schwer aus den Fugen zu entfernen ist. Es sind kaum glaubliche Mengen von Straßenschmutz, die sich in einer Großstadt entwickeln. So gibt in London eine Fläche von 400 Quadratmeter Granitpflaster schon eine Fuhre Straßenschmutz, während erst eine siebenmal so große Asphaltbelag eine Fuhre liefert. Berlin gibt alljährlich für Abfuhr des Straßenschmutzes über 1 Million Mark aus. Es werden jährlich fast

200 000 Fuhren, durchschnittlich am Tage 517, abgefahren. Die Sprengung der Straßen kostet jährlich über 100 000 Mk., bei 225 Sprengwagen, zu denen im Hochsommer noch 58 hinzukommen. Die neueren Sprengwagen besitzen zugleich eine mit spiralig angeordneten Gummirollen versehene Walze, die den Asphalt nach Fortspülung der größten Unreinlichkeiten gewissermaßen radiert. Die vollständige Reinigung wird aber noch von Leuten besorgt, die einen Gummischrubber auf der kurz vorher gesprengten Asphaltfläche vor sich herschieben. Dieses Instrument besteht aus einer mit Stiel versehenen Latte, an welcher etwa eine 1 Meter lange und 2 Zentimeter dicke Gummiplatte befestigt ist.

Für Pferde ist Asphalt nicht gefährlicher als Steinpflaster, im Gegenteil: der Fuß hat besonders in der Wärme auf Asphalt einen größeren Halt, da er sich darin etwas eindrückt, während gerade Steinpflaster in der Hitze glatt wird. Große Feuchtigkeit beeinträchtigt auch nicht den Gang der Zugtiere. Gefährlich wäre aber eine schwache Sprengung, durch die Pferde dünger und Schmutz nicht fortgespült, sondern nur erweicht werden, wodurch übelriechender Schlamm entsteht, der die Fläche schlüpfrig macht. Bei Glätte im Winter wird die Sicherheit durch Sandstreuen erhöht.

Alle die hier angeführten Eigenschaften: die kaum nennenswerte Abnutzung, die durch die fugenlose Beschaffenheit verhinderte Bildung von Gärtnisprodukten, die Geräuschlosigkeit lassen



Moderner Sprengwagen für Straßenreinigung

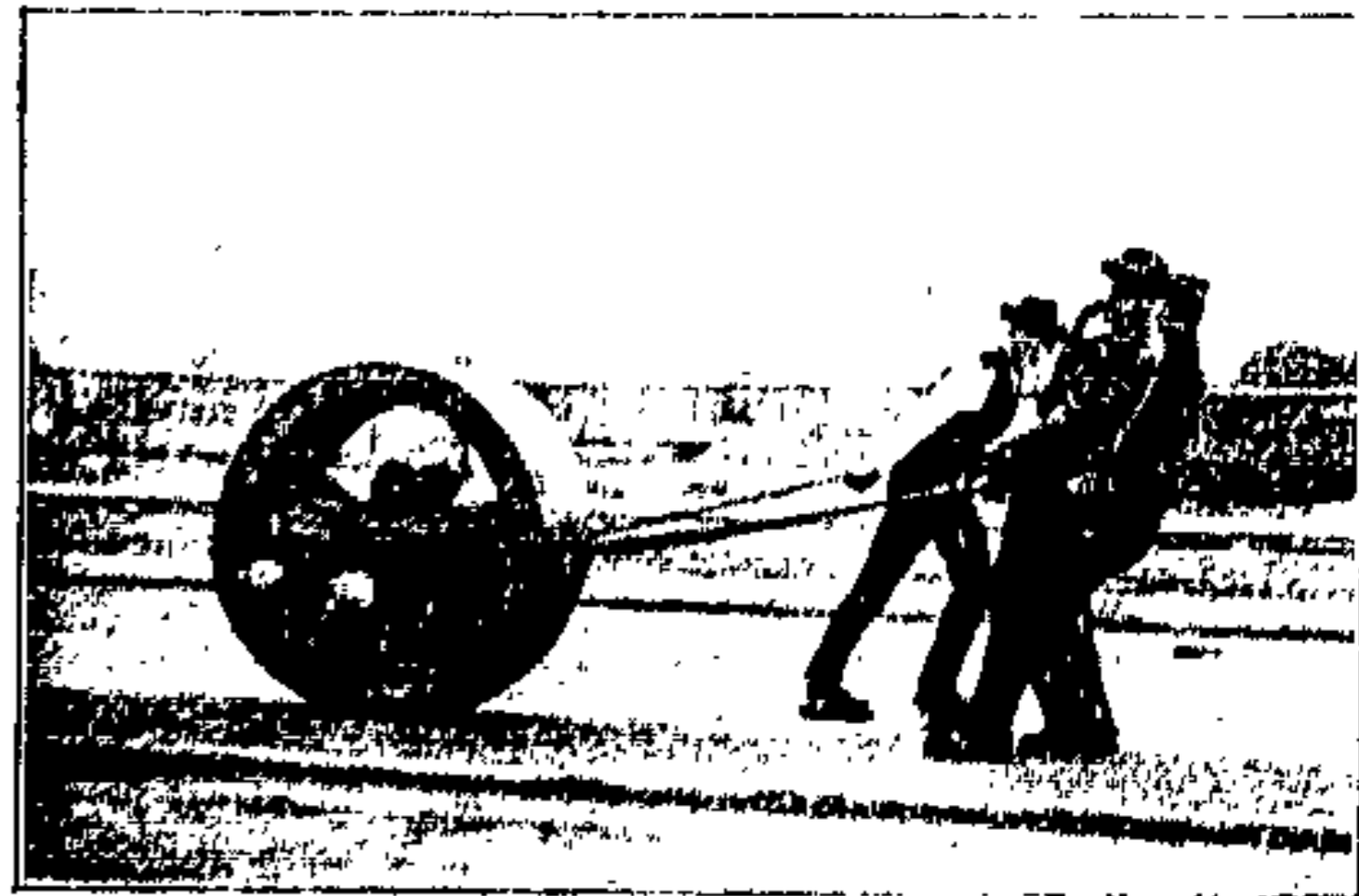
die Verbreitung von Asphaltpflaster schon im hygienischen Interesse als wünschenswert erscheinen. Hinzu kommt noch seine Undurchlässigkeit, die ein Sinken von flüssigen schädlichen Abfallstoffen sowie das Hinaussteigen solcher aus der Erde verhindert. Es ist bekannt, daß die Entstehung vieler Epidemien auf Keimen beruht, die aus den Erdschichten durch irgendwelche Zufälle ans Tageslicht gelangen. Schon das öffentliche Interesse und das für das Allgemeinwohl sollte es den Kommunen nahelegen, nur derartig hygienisches und das öffentliche Wohl begünstigendes Pflaster anzuschaffen. Wo derartige Interessen mitwirken, dürfen die Kosten gar nicht in Betracht kommen. Diese Kosten sind heute auch nicht einmal höher als die für Steinpflaster. Schwankungen an einzelnen Orten werden natürlich vorkommen. In Berlin ist z. B. in den letzten Jahren Asphaltbelag billiger als Steinpflaster geworden, indem der Quadratmeter 13 Mk. kostet.

Nicht zu unterschätzen ist ferner die Zeit, innerhalb welcher Reparaturen an Asphaltbelagungen vorgenommen werden können. Auch kleine schadhafte Stellen lassen sich durch Ausbessern und Neuauffüllung in wenigen Stunden reparieren. Der aufgeschlagene Asphalt kann wieder frisch verwendet werden.

Die Fortbewegung von Lasten vollzieht sich auf einer Asphaltdecke des geringen Reibungswiderstandes wegen sehr viel leichter als auf anderem Pflaster. Damit Hand in Hand geht die geringere Abnutzung der zum Transport benutzten Materialien. So hat man schon vor

Jahrzehnten berechnet, daß die Kosten der Unterhaltung von Wagen und Pferden sich auf Asphalt um die Hälfte verringern, was für Paris 9 Millionen Franks und für Berlin ebensoviel ausmachen würde.

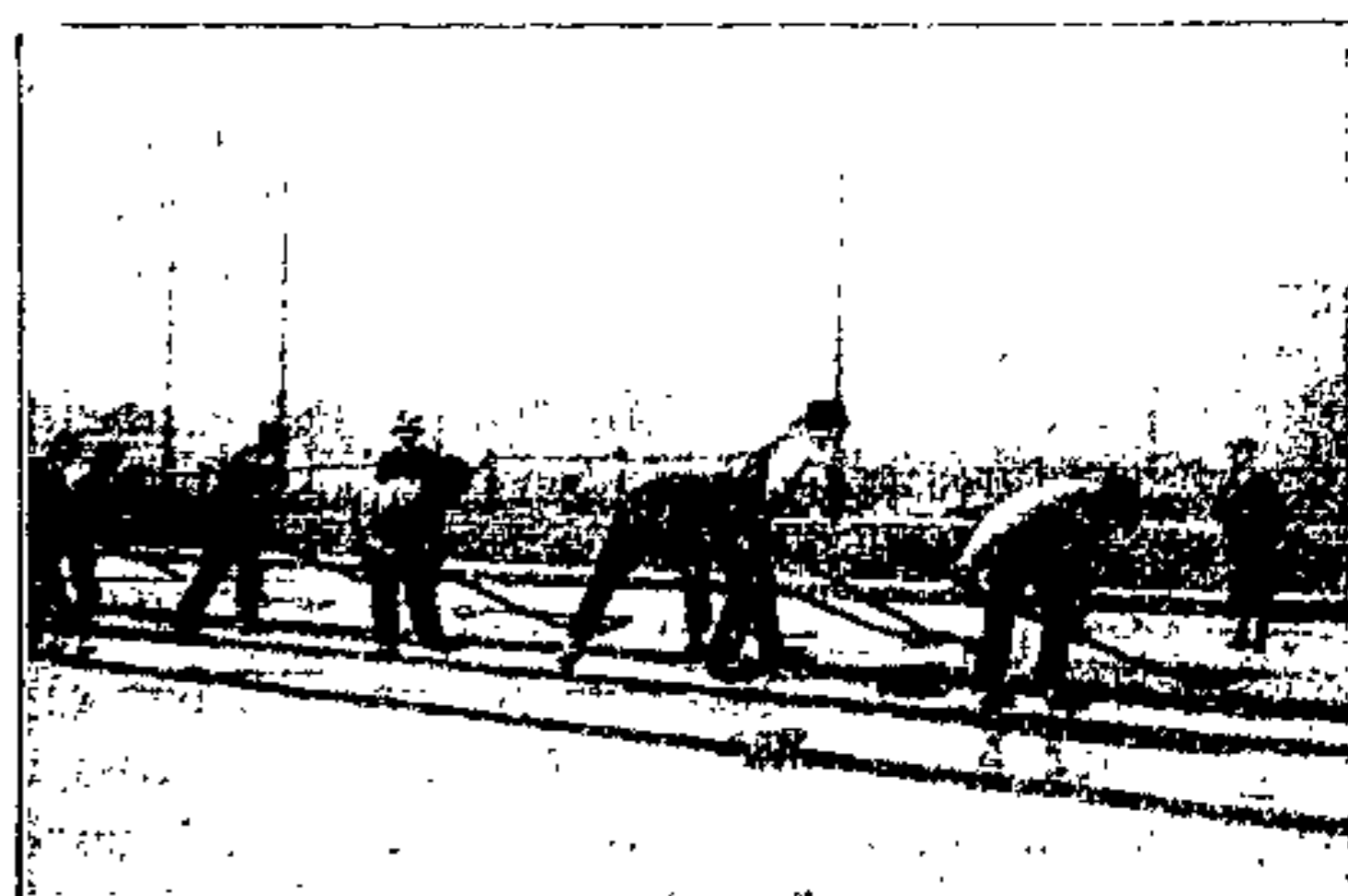
Wenn die Asphaltierung anfangs als ein interessanter Versuch und eine Art Luxus angesehen wurde, so ist heute ein direktes Bedürfnis dafür vorhanden. Wenn man, wie ein Gelehrter vor Jahren schrieb, „in den Straßen von jeder



Asphaltwalze.

asphaltierte Straßen gehabt hätte und der größeren Wohlfeilheit wegen Steinpflaster einführen wollte, würde jedermann in den betreffenden Straßen auf das energischste dagegen protestieren“. Eine gewisse nähere Begründung für diese jetzt allgemein anerkannte Wahrheit liefert die Rektoratsrede des Münchener Gemeinrats v. Ziemssen, der im Jahre 1890 sagte: „Ganz besonders angreifend aber für das arbeitende Nervensystem ist Kurze und Geräusch in der Umgebung, insbesondere das Wagengerassel in den Straßen. Die wechselnde Erschütterung, welche die Gehörsnerven immer von neuem trifft, wirkt auf das arbeitende Gehirn geradezu erschöpfend. Es ist deshalb, wenigstens für die Großstädte, die Beschaffung eines geräuschlosen Pflasters nicht mehr allein Sache finanzieller Erwägung, sondern eine eminent praktische Forderung der öffentlichen Gesundheitspflege, eine nervenhygienische Notwendigkeit. Die Großstädte von heute gleichen nervösen Individuen, deren Nervenzentren geschont werden müssen, wenn sie den wachsenden Anforderungen gegenüber leistungsfähig bleiben sollen.“

Der Vollständigkeit wegen sei noch eine andere Asphaltmodifikation, nämlich der Gußasphalt, erwähnt. Zu seiner Herstellung ist sogenannter Asphaltmastix nötig, ein mit Vergaer stark geölteter Asphaltstein, indem letzterem,



Das Glätten des Asphalts.

trotzdem er schon mit Vergaer ziemlich durchfest ist, doch noch solcher in einer Menge von 10 Proz. zugeführt wird. Dieser Asphaltmastix wird zwecks Erzielung einer größeren Widerstandsfähigkeit mit Sties zusammengepresst. Ein griechischer, in der Schweiz als Sachverständiger fungierender Arzt führte schon im Jahre 1712 Asphalt in dieser Form ein. Dieser Gußasphalt ist in den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts vielfach angewandt worden. Die Verarbeitung geschieht ähnlich wie



Auftändische Bauern. Nach dem Gemälde von Paul Swedomshy.

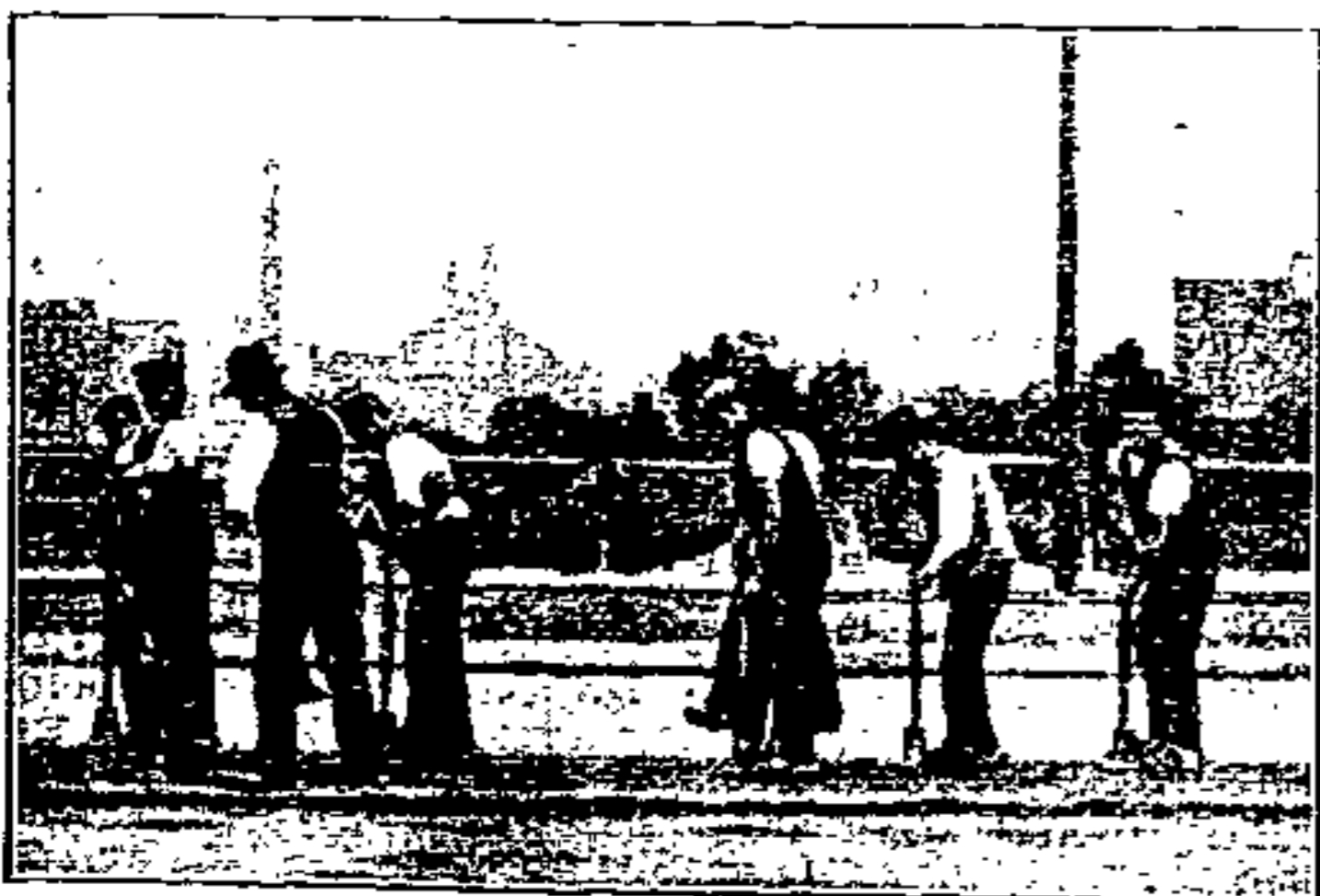
Asphaltdecke. So wurde gelegentlich in London ein über 17 000 Kilo schwerer Granitblock auf einem Wagen, der noch 3000 Kilo Eigengewicht besaß, über Asphaltplaster transportiert, ohne daß die breiten Räder einen Eindruck zurückgelassen oder der Transport ein Geräusch verursacht hätten.

Weiter besitzt Asphalt die Eigenschaften, weder Staub noch Schmutz zu erzeugen und leicht gereinigt werden zu können. Hierüber



Die Asphaltmasse wird aufgetragen.

äußert sich der Berliner Magistrat in einem seiner letzten Verwaltungsberichte: „Die Beschaffenheit des Straßenpflasters ist von großer Bedeutung für die Straßenreinigung. Schlechtes Pflaster ist schwer zu reinigen und ergibt unter gleichen Verkehrsverhältnissen viel mehr Schmutz als gutes Pflaster. Aus diesem Grunde ist die stetig und in erheblichem Grade zunehmende Vermehrung des guten Straßenpflasters für die Ausübung der Straßenreinigung ein außerordentlich wichtiger Umstand, auf den zum großen Teil zurückzuführen ist, daß die durchschnittlichen Ausgaben der Verwaltung nicht in demselben Maße gestiegen sind, wie sich räumlich das Straßengebiet vergrößert hat.“ — Die Abnutzung des Asphalts ist eine so minimale, daß sie ganz außer Betracht bleiben kann. Steinpflaster nutzt sich dagegen ziemlich bedeutend ab, abgesehen davon, daß sich in den Fugen alle möglichen Stoffe festsetzen, die dort in Fäulnis übergehen und nicht gerade zur Förderung einer zweckmäßigen Hygiene beitragen. Alle diese in den Fugen des Pflasters lagernden Abfallstoffe bilden bei warmem Wetter den lästigen, gesundheitsgefährlichen Staub, von dem es wissenschaftlich durch Messungen in verschiedenen Großstädten, besonders in Paris, festgestellt ist, daß er millionenweise mehr oder weniger schädliche Keime enthält. Bei Regenwetter verwandeln sich diese



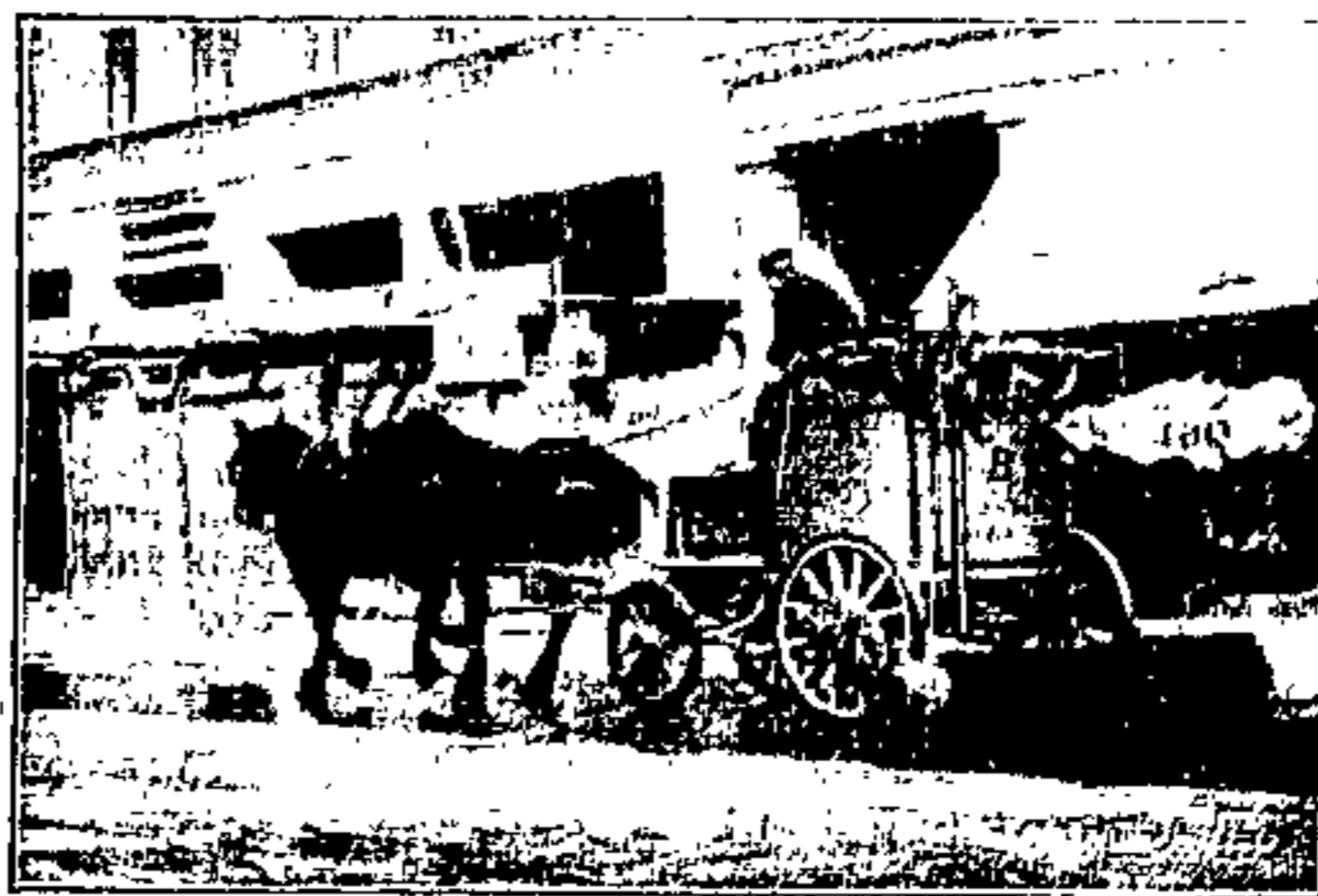
Stampfer.

Abfallstoffe in eine schlammartige Masse, die auch durch stärkere Besprengung nur schwer aus den Fugen zu entfernen ist. Es sind kaum glaubliche Mengen von Straßenschmutz, die sich in einer Großstadt entwickeln. So gibt in London eine Fläche von 400 Quadratmeter Granitpflaster schon eine Fuhre Straßenschmutz, während erst eine siebenmal so große Fläche Asphaltbelag eine Fuhre liefert. Berlin gibt alljährlich für Abfuhr des Straßenschmutzes über 1 Million Mark aus. Es werden jährlich fast

200 000 Fuhren, durchschnittlich am Tage 517, abgefahren. Die Besprengung der Straßen kostet jährlich über 100 000 Mk., bei 225 Sprengwagen, zu denen im Hochsommer noch 58 hinzukommen. Die neueren Sprengwagen besitzen zugleich eine mit spiralig angeordneten Gummirollen versehene Walze, die den Asphalt nach Fortspülung der größten Unreinlichkeiten gewissermaßen radirt. Die vollständige Reinigung wird aber noch von Lenten besorgt, die einen Gummischrubber auf der kurz vorher besprengten Asphaltfläche vor sich herschieben. Dieses Instrument besteht aus einer mit Stiel versehenen Walze, an welcher etwa eine 1 Meter lange und 2 Zentimeter dicke Gummipolster befestigt ist.

Für Pferde ist Asphalt nicht gefährlicher als Steinpflaster, im Gegenteil: der Fuß hat besonders in der Wärme auf Asphalt einen größeren Halt, da er sich darin etwas eindrückt, während gerade Steinpflaster in der Hitze glatt wird. Große Feuchtigkeitsbeeinträchtigung auch nicht den Gang der Zugtiere. Gefährlich wäre aber eine schwache Sprengung, durch die Pferde dünger und Schmutz nicht fortgespült, sondern nur erweicht werden, wodurch übertriebener Schlamm entsteht, der die Fläche schlüpfrig macht. Bei Glätte im Winter wird die Sicherheit durch Sandstreuen erhöht.

Alle die hier angeführten Eigenschaften: die kaum nennenswerte Abnutzung, die durch die fugenlose Beschaffenheit verhinderte Bildung von Fäulnisprodukten, die Geräuschlosigkeit lassen



Moderner Sprengwagen für Straßenreinigung

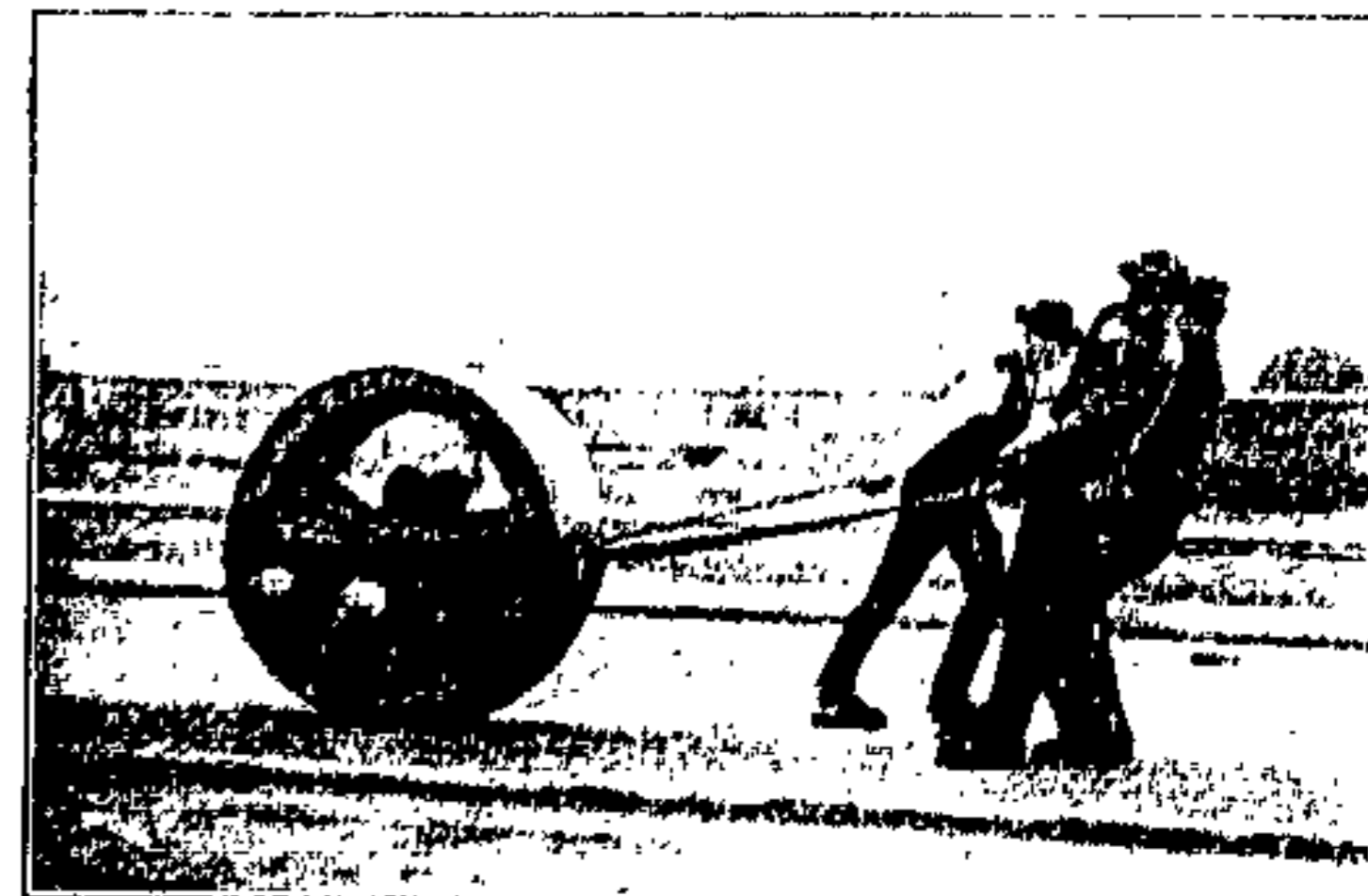
die Verbreitung von Asphaltplaster schon im hygienischen Interesse als wünschenswert erscheinen. Hinzu kommt noch seine Undurchlässigkeit, die ein Hinabsinken von flüssigen schädlichen Abfallstoffen sowie das Hinaussteigen solcher aus der Erde verhindert. Es ist bekannt, daß die Entleerung vieler Epidemien auf Keimen beruht, die aus den Erdschichten durch irgendwelche Zufälle ans Tageslicht gelangen. Schon das öffentliche Interesse und das für das Allgemeinwohl sollte es den Kommunen nahelegen, nur derartig hygienisches und das öffentliche Wohl begünstigendes Pflaster anzuschaffen. Wo derartige Interessen mitspielen, dürfen die Kosten gar nicht in Betracht kommen. Diese Kosten sind heute auch nicht einmal höher als die für Steinpflaster. Schwankungen an einzelnen Orten werden natürlich vorkommen. In Berlin ist z. B. in den letzten Jahren Asphaltbelag billiger als Steinpflaster geworden, indem der Quadratmeter 13 Mk. kostet.

Nicht zu unterschätzen ist ferner die Zeit, innerhalb welcher Reparaturen an Asphaltbelagungen vorgenommen werden können. Auch kleine schadhafte Stellen lassen sich durch Aufbauen und Neuauffüllung in wenigen Stunden reparieren. Der aufgeschlagene Asphalt kann wieder frisch verwendet werden.

Die Fortbewegung von Lasten vollzieht sich auf einer Asphaltdecke des geringen Reibungswiderstandes wegen sehr viel leichter als auf anderem Pflaster. Damit Hand in Hand geht die geringere Abnutzung der zum Transport benutzten Materialien. So hat man schon vor

Jahrzehnten berechnet, daß die Kosten der Unterhaltung von Wagen und Pferden sich am Asphalt um die Hälfte verringern, was für Paris 9 Millionen Franks und für Berlin ebenfalls ausmachen würde.

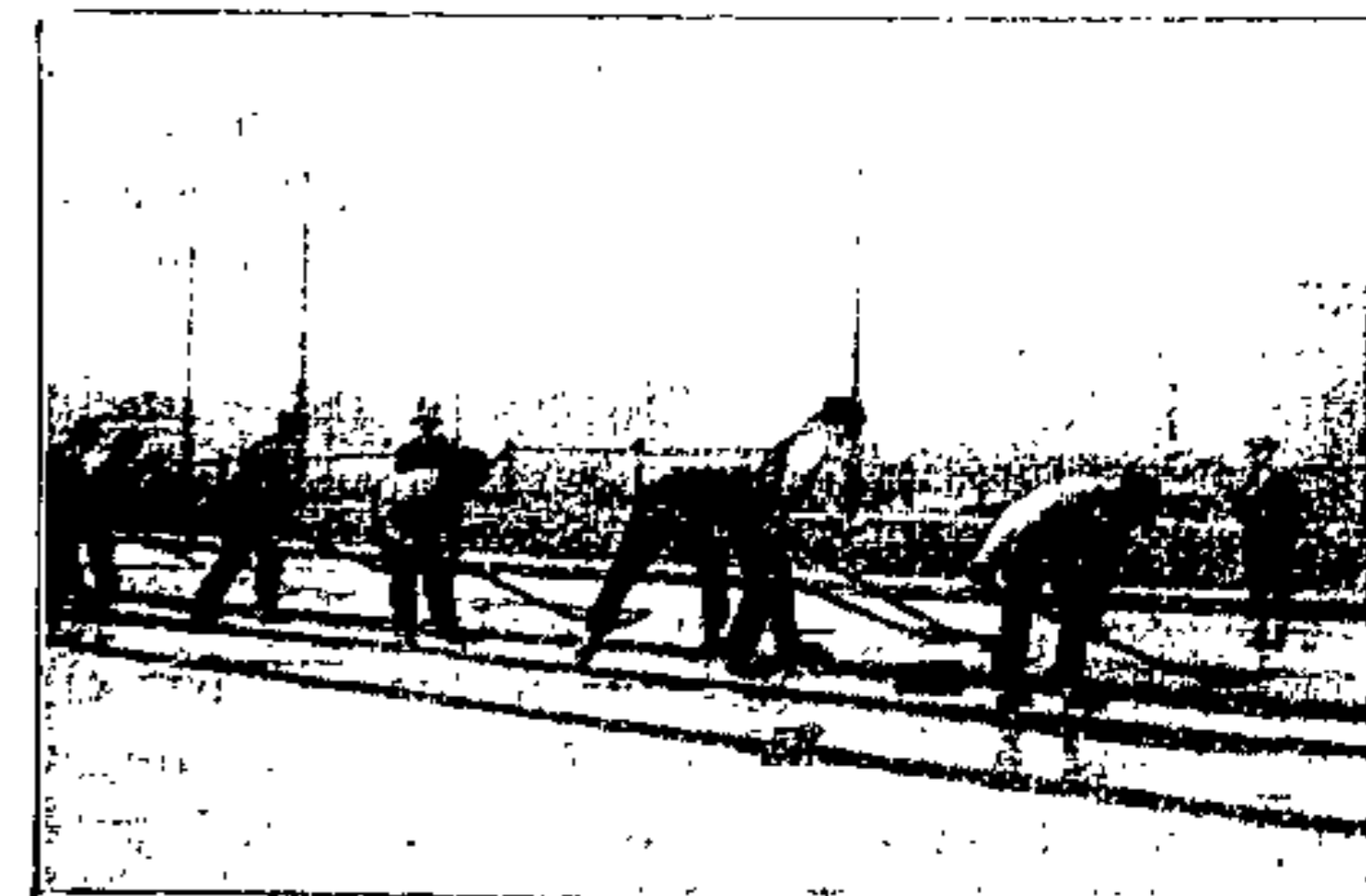
Wenn die Asphaltierung anfangs als ein interessanter Versuch und eine Art Luxus angesehen wurde, so ist heute ein direktes Bedürfnis dafür vorhanden. Wenn man, wie ein Gelehrter vor Jahren schrieb, „in den Straßen von jeder



Asphaltwalze.

asphaltierte Straßen gehabt hätte und der größeren Wohlfeilheit wegen Steinpflaster einführen wollte, würde jedermann in den betreffenden Straßen auf das energischste dagegen protestieren.“ Eine gewisse nähere Begründung liefert die Rektoratsrede des Münchener Gemeinderats v. Ziemssen, der im Jahre 1890 sagte: „Ganz besonders angreifend aber für das arbeitende Nervensystem ist Unruhe und Geräusch in der Umgebung, insbesondere das Wagengerassel in den Straßen. Die wechselnde Erschütterung, welche die Gehörsnerven immer von neuem trifft, wirkt auf das arbeitende Gehirn geradezu erschöpfend. Es ist deshalb, wenigstens für die Großstädte, die Beschaffung eines geräuschlosen Pflasters nicht mehr allein Sache finanzieller Erwägung, sondern eine eminent praktische Forderung der öffentlichen Gesundheitspflege, eine nervenhygienische Notwendigkeit. Die Großstädte von heute gleichen nervösen Individuen, deren Nervenzentren geschont werden müssen, wenn sie den wachsenden Anforderungen gegenüber leistungsfähig bleiben sollen.“

Der Vollständigkeit wegen sei noch eine andere Asphaltmodifikation, nämlich der Gußasphalt, erwähnt. Zu seiner Herstellung ist sogenannter Asphaltmastix nötig, ein mit Vergteer stark gesättigter Asphaltstein, indem letzterem,



Das Glätten des Asphalts.

trotzdem er schon mit Vergteer ziemlich durchsetzt ist, doch noch solcher in einer Menge von 10 Proz. zugeführt wird. Dieser Asphaltmastix wird zwecks Erzielung einer größeren Widerstandsfähigkeit mit Kies zusammengeschmolzen. Ein griechischer, in der Schweiz als Sachverständiger fungierender Arzt führte schon im Jahre 1712 Asphalt in dieser Form ein. Dieser Gußasphalt ist in den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts vielfach angewandt worden. Die Verarbeitung geschieht ähnlich wie



Hufhändlerbauern. Nach dem Gemälde von Paul Svedomsky

beim Stampasphalt; nur wird die noch warme Oberfläche mit feinem Sande bestreut, der bis zur Sättigung in die weiche Masse hineingerieben wird. Es sind hauptsächlich Trottoirs, aber auch Fahrdämme, so in Paris, London, Lyon, damit hergestellt worden. Mehr verwandt wird Gussasphalt zu Isolierschichten für Fundamente, Mauern, Keller zur Sicherung gegen aufsteigende Feuchtigkeit, zur Abdeckung von Gewölben, Decken, Tunnels, Brücken, Durchlässen, Belägen und dergleichen.

Künstliche Asphaltzusammensetzungen, wertlose Gemische aus Harz, Kreide, Teerölen, sind wohl hier und da angewandt, infolge der absoluten Unbrauchbarkeit aber auch bald wieder entfernt worden.

Im Harem.

(Schluß.)

Nicht so geräumig und groß wie in Zajce waren die einzelnen Räume dieses modernen Hauses. Die Küche war gesondert angelegt, aber auch ihr war die geräumige Feuerstelle eigen, auf der den ganzen Tag hindurch die Holzkohlestäbchen glühten. Im Wohnzimmer, in das man uns bald ein paar Schälchen heißen, aromatisch duftenden Kaffees brachte, stand außer dem üblichen Mobilar und dem großen Wandschrank eine jungelnagelneue Nähmaschine, die uns die junge Türkin voller Stolz zeigte und auf der sie bereits eine kleine Meisterin war; wenigstens zeigte sie uns eine stattliche Anzahl von Kleidungsstücken, die sie selbst angefertigt hatte. Leider hatte sie an diesen Dingen schon eine ganze Menge grellen, billigen, abendländischen Besatz vernäht; das verwirrte den sonst so ruhigen Geschmack der türkischen Kleidung ganz erheblich. Und auch anderweitig im Zimmer machte sich das bemerkbar; so hatten z. B. geschäftige Frauenhände über ein schönes, dunkles Kissen, sehr zu dessen Schaden, eine gehäkelte Decke gebreitet usw. Unsere junge Wirtin sah denn auch gleichfalls bald mit einer Häkelerei in den Händen auf einem der Stühle und war fleißig bei der Arbeit. Sie schwatzte unaufhörlich und machte meiner Begleiterin Vorwürfe, daß sie sich, die doch in der Nachbarstadt schon jahrelang wohne, noch nie habe bei ihnen sehen lassen. Die Mutter und die Schwägerin würden es sicher sehr bedauern, daß sie gerade heute fortgegangen wären.

Auf unsere Frage, warum sie sich denn nicht auch dem allgemeinen Spaziergange angeschlossen habe, öffnete sie die Tür des Nebenzimmers: wir sahen in einer niedrigen, winzigen Wiege ein etwa anderthalbjähriges Kind liegen, pausbäckig, mit langem, krausem, blondem Haar. Es war ein Mädchen, das Töchterchen des jungverheirateten Sohnes. Unzählige Fliegen belästigten die kleine Schläferin, die das Tuch, mit dem man sie bedeckt, im Schlafe fortgezerrt hatte, aber trotz der Fliegenplage mit geröteten Wäckchen friedlich lächelte. Wir waren ganz entsetzt über die Wiege, die uns als ein richtiges Marterinstrument erschien, das von dem kleinen Ding, obwohl es mit angezogenen Beinen dalag, ganz ausgefüllt wurde. Aber die Tante erzählte, die Kleine wolle nirgends anders schlafen. Man hätte schon beschlossen, die Wiege ganz fortzuschaffen, allein der Kleine Tropfopf hätte seinen Willen immer wieder durchgesetzt. Es habe auch zu viele Fürsprecher, besonders die Großeltern; die seien immer auf seiner Seite. Und lieb hätten die Kleine alle, ohne eine Ausnahme, im ganzen Hause.

Die türkischen Ehen werden schon im frühen Alter geschlossen. Männer heiraten höchstens mit zwanzig Jahren, Frauen mit sechzehn oder darunter. Werden die Mädchen älter, dann wird es für die Eltern mitunter recht schwer, sie an einen in der Nähe wohnenden Mann zu bringen; oft

müssen sie dann nach einem weit entfernt liegenden Ort verheiratet werden. Auch bekommen sie dann gewöhnlich einen recht jungen Mann, für den der Vater noch ganz allein die Braut wählt. Der sieht natürlich weniger auf Schönheit, Alter und Geistesgaben, als auf Mitgift und Wirtschaftlichkeit. Die Legende, daß sich bei den Mohammedanern die beiden Geschlechter vor der Eheschließung — abgesehen von der Zeit der Kinderjahre — nicht zu Gesicht bekommen, ist nicht allzu wörtlich zu nehmen. Das ergibt sich schon aus der oberflächlichen Beobachtung.

Bis zu ihrem zwölften Lebensjahre — genau genommen: bis zur erlangten weiblichen Reife — geht die Türkin unverschleiert. Bis zu diesem Alter spielen Mädchen und Buben ebenförmig miteinander, wie das bei uns zulande der Fall ist. Nur eines ist bei diesen Kinderspielen anders als bei uns. Sieht man eine sich vergnügende Schar moslemitischer Kinder, so fällt stets die große Ruhe auf, mit der sie sich geben. Solch Geschrei und Gebrüll, wie es unsere liebe Jugend bei ihren Spielen nötig hat, gibt es dort nicht. Sie sind wohl lebhaft, aber niemals laut. Finden sich größere und kleinere Kinder zusammen, dann bilden sie einen Kreis, nehmen die Kestefe in die Mitte, die ihnen ein Lied singen oder ein Geschichtlein erzählen muß.

So kommt es, daß die jungen Burschen eines Ortes natürlich auch die heranwachsenden Dirnen kennen. Wenn diese ihren Blicken auch später entzogen werden, so wissen sie doch meistens ganz genau, wen sie heimführen, wenn der Familienrat ihre Heirat bestimmt.

Die Frau hat es besser. Sie kann täglich vom Gitterfenster des Haremliks aus das Treiben der Männer beobachten. Sie weiß ganz genau, wer auf den Markt gefahren ist, wer sich im Kaffeehause aufhält, wer sich zu Noß gut ausnimmt, wer heiter ist und wer etwas auf seine Kleidung gibt. Sie beobachtet, wie die Herden des einen immer größer werden, wie der Kautladen des anderen immer weniger von Stunden aufgesucht wird usw.

Freilich ist auch hier ein Unterschied zwischen Frau und Frau, wie er sich immer aus den Gegensätzen von reich und arm ergibt. Die arme Türkin ist in Bosnien ein bedauernswertes Geschöpf. Sie hat nicht nur das Haus zu besorgen, sondern muß auch noch die Feldarbeit und die Viehhaltung auf sich nehmen; außerdem aber muß sie noch spinnen und weben. Beim ersten Morgengrauen geht sie in die Felder, barfuß, eingehüllt in den großen, unförmlichen Mantel, einen Kattunlappen um Haar und Gesicht ge-

Noch träumt es erst...

Ein blauer Dunst die Weiten wieder säumt,
und aus der Scholle strömt ein herber Duft.
Noch liegt der Schnee. Doch ein Erwachen träumt
rings in der lauen, nebelseuchten Luft.

Noch träumt es erst... Noch nichts dein Aug' erblickt,
als Todesstarre rings im weiten Raum...
doch haben schon mit Rädchen sich geschmückt
der Haselstrauch und auch der Weidenbaum.

Noch träumt es erst... Ein fernes Zwitschern klingt:
ein lecker Star pfeift irgendwo sein Lied.
Und auch in deinem Blut es singt und schwingt:
es macht dich froh — und wieder schwer und müd'...

Und macht dich müd', und füllt dich doch voll Kraft,
gibt deinem Leben neuen Mut und Halt. —
In alle Knospen steigt und strömt der Saft...
Noch träumt es erst... Doch kommt der Frühling

—
Ludwig Leffen.

* Aus „Lebensmittage“, Gedichte von Ludwig Leffen.
(Berlin. J. Cassenbach. Preis 50 Pfg.)

schlagen, den sie bei der Arbeit fallen läßt, um ihn schnell wieder anzulegen, sobald sich ein Mann blicken läßt. Ist sie Mutter, dann nimmt sie die jüngsten Kinder meist mit sich zur Arbeit. Und die Landbevölkerung ist — abgesehen von einzelnen reichen Beas — fast durchweg arm. Wenn sie nur Milch, Mais und Zwiebel haben, sind sie schon leidlich zufrieden. Aus dem grob gemahlene Mais kochen sie mittags und abends einen dicken Storz (Brei), der durch Milch mehr oder weniger schwachhaft gemacht wird. Dazu kommt dann noch ein trockenes, hartes, flaches Maisbrot, ein paar Kürbisse oder Melonen, Pflaumen und Äpfel — und der Speisezettel eines armen Moslim ist fertig. Wenn es dann noch zu einigen Schalen Kaffee reicht, ist eine leidliche Zufriedenheit bei Frau und Mann völlig hergestellt.

Von allzu großer Sauberkeit ist die Türkin nicht gerade eine Freundin. Ist sie arm, dann ist ihre Kleidung und die ihrer Kinder natürlich recht primitiv. Die kleinen Mädchen tragen meist ein fast bis zur Erde reichendes Kattunkleidchen, das nach Art unserer Hänger angefertigt ist. Das mit Hennah dunkelrot gefärbte Haar ist in zahlreiche Böpschen geflochten und oft mit bunten Bändern durchwirkt. Um den Hals tragen die Kinder ein oder mehrere Amulette, die vor dem bösen Blick und allem möglichen Unheil schützen sollen. Die Knaben gehen in weißen, selbstgefertigten, oft kunstvoll ausgestickten Hemden einher. Das trifft namentlich dann zu, wenn größere Schwestern oder Schwägerinnen sich im Hause befinden. Sind sie größer, dann werden sie in die bekannte türkische Pluderhose gesteckt, die mit ihrem sackartigen Anhängsel am Hosenboden für uns etwas recht Komisches hat. Bei kühlem Wetter ziehen sie dann eine farbige, gleichfalls reich benähte Weste über oder einen schwarzen, groblodenen Kittel an. Dazu kommt noch der rote Fez. Eine Gruppe derartig gekleideter Türkenbuben gibt ein recht buntes und malerisches Bild.

Aberglaube, namentlich auf dem Gebiet der Heilkunde, ist in den meisten Türkenhäusern noch sehr verbreitet. In der Wohnstube des Zmanhauses, das wir besuchten, hing z. B., wie wir schon eingangs erwähnten, an der Wand eine Flasche mit einer recht eigentümlich ausschauenden Flüssigkeit. Auf mein Befragen wurde mir gesagt, daß diese Flüssigkeit gut gegen den Husten sei.

Eine schlechte Sache ist es, wenn eine Türkin krank wird. Da sie sich von keinem fremden Arzt anschauen lassen darf, wird auch kein Arzt zu ihr gelassen. Da müssen denn ihre männlichen Angehörigen dem Arzt ein Bild von der Krankheit zu machen suchen, daß er danach seine Heilmittel verschreiben kann. Meist aber werden Hausmittel verwendet, die von alten, angeblich heilkundigen Frauen oder vagabondierenden Zigeunerinnen hergestellt und angepriesen werden.

So sah ich eine junge, hübsche Türkin, deren eine Gesichtshälfte unter dem Auge durch eine unnatürlich tiefe und breite Narbe entstellt war. Sie war als Kind auf einen Scherben gefallen. Da aber kein Arzt sie sehen durfte, hatte man die Wunde heilen lassen, wie sie wollte.

Die Schönheit der jungen Mädchen liegt meistens in dem Ausdruck ihrer Augen. Dazu kommt eine natürliche Butrauligkeit und Freundlichkeit und eine Fülle reizvoller, sich immer ungezwungen gebender Bewegungen. Als Frauen sind sie rasch verblüht. Gehören sie den wohlhabenden Kreisen an, so kommen sie wenig an die Luft. Das macht ihren Teint grau und wächsern und ihre Figur korpusculent und unbeholfen. Wie sie den Arzt meiden müssen, so auch den Zahnarzt; man trifft daher schon in jungen Jahren bei ihnen zahlreiche

Frauen mit zahlosener Munde und eingefallenen Augen.

Geistig steht es um die mohammedanische Frau Bosniens vielleicht noch schlimmer als körperlich. Völlig unwissend wächst sie auf. Lesen und Schreiben ist schon bei den Männern eine Kunst; das weibliche Geschlecht wird mit verartigem Wissen nicht belastet. Ein paar Aporismen (Bibelsprüche) genügen ihr als

geistige Nahrung. Auch die neue Zeit, die seit der österreichisch-ungarischen Okkupation für die nunmehr annektierten Balkanländer angebrochen ist, hat hierin nicht wesentlich viel zu ändern vermocht.

Das Haremleben blüht in den abgelegenen Orten ruhig weiter; in den größeren, an den Eisenbahnen gelegenen Städten freilich hat sich schon manches gelockert. Bevor aber die In-

flüssen der abgeschlossenen Frauengemäcker nicht selbst energisch auf eine Aenderung drängen und die Schlösser ihrer Gefängnisse sprengen, wird die morgenländische Romantik des Frauenlebens fortauern und Zustände für einen großen Teil des weiblichen Geschlechts auf der Erde konservieren, mit denen zu brechen es nicht nur im Interesse der beteiligten Völker, sondern der gesamten Kulturmenscheit läge.

Proletarierliebe.

Skizze von G. Kuttmann.

Der Straßenbahnwagen machte seine letzte Tour. Er fuhr schnell, mit einem fauchenden, fast freudigen Qui über die blanken Schienen, die wie eine glänzende Doppelschlange sich durch den grauen Asphalt zogen. Die Straße war ziemlich menschenleer, nur einzelne Personen huschten, flossen, wie Schatten über den Asphalt, um sich im Dunkel der Häuser zu verlieren. Der Wagen fuhr durch eine der stillen Vorstädte, die an breiten Straßen Zäune von Grün tragen. Die Wände der Anlagen standen dicht an der Fahrbahn. Von ferne sah sie aus wie leicht bewegte, dunkle, seltsame Massen, die von den Straßenlaternen grünlige Lichter erhellten; unter ihnen schweigende Dunkelheit. Dann kamen sie immer näher, wuchsen riesig groß, rauschten mit den Blättern, flatschten wie mit tausend Händen in die Luft. Und über die graue Straße huschten Lichter, tausendgestaltig, tauendfarbig; man wußte nicht, woher sie fielen.

Es war kühl. Die Luft kam in rauhen Stößen und brachte manchmal Schauer eisfalter, spitzer Regentropfen mit.

Auf dem Bordperron des Wagens standen einige verschlafene Passagiere mit hängenden Köpfen, wie müde Gänse vor dem warmen Stall. Und sie hatten alle nur das eine Bestreben: möglichst sich einzukuscheln und die Gedanken den einen schlöfrigen Kreis trocken zu lassen.

Der Führer des Wagens war ein kräftiger junger Kerl, mit einem Gesicht, das ganz braun und blondblühend aus sah. Er hatte eine Sommerfron mit dem Sonnenbrand seines Verus hinter sich. Er stand unermüdet und unbewegt, wachsam auf die Fahrbahn spähend und regierte seinen Wagen mit nervigen Handgriffen. Eine prachtvolle Maschine, an der jedes Teilchen wunderbar eingestellt schien auf die wechselnden Fährnisse des Weges. Eine Maschine mit Verstand, der mit dem teuren elektrischen Strom sparsam und klug rechnend umging und lieber seine eigene köstliche Nervenkraft hergab, um ja ein paar Pfennige für den Säckel der Gesellschaft zu sparen. Es ist ein aufreibendes, nervenfressendes Aufpassen bei dem „mit Schwung“-Fahren.

An einer gewissen Ecke aber kam Leben in die Maschine. Eigenes persönliches Leben.

Da stieg das Mädchen des Wagenführers ein. Mit einem lächelnden, grüßenden Blick kam sie auf den Bordperron, stellte sich zur Linken ihres Wagenführers auf und legte ihre schmale Hand mit leisem Druck auf seine Hand an der Bremse.

Er stand noch strammer und spähte in die Dunkelheit. Er hatte Augen, die leuchteten wie durchsichtiges Kristall, auf ihren Grund konnte man ganz tief schauen. Wenn man das tat, fühlte man, welch ein kernig-guter lieber Mensch er war. Man sah auch, daß er sich freute wie ein Kind, weil sein Mädchen neben ihm stand. Er sah manchmal zur Seite nach ihr und sein blondes Schnurrbartchen zuckte über den Lippen, die am liebsten einen lauten, wilden Zander gejubelt hätten. Man sah ihm an, wie gern er sie geküßt hätte, seine Liebe. Aber er war ein Wagenführer und mußte auf die Bahn acht

geben. Und es war etwas in ihm, daß er zeigen wollte, welch ein guter Wagenführer er sei. -- Das ist ganz gleich, ob man auf hohem Ross seinen Gegner im Turnier vom Pferde stechen will, oder mit zarten Minneliedern sich spreizt oder ob man zeigen will, daß man als Führer eines elektrischen Wagens in schneller Fahrt eine scharfe Kurve elegant nehmen kann -- immer steht man mit zuckenden, lustigen Lippen dabei und ein stolzer Blick sagt: Nicht wahr, Schatz, ich bin ein ganzer Kerl!

Jetzt war da auf der Fahrbahn ein Hindernis: ein langsam rumpelndes Lastfuhrwerk mit einem schlafenden Kutscher. Der Mensch ließ seine Gänse in den bequemen Rinnen der Straßenbahn trocken, langsam, unentwegt. Der Wagenführer hatte ihn schon lange bemerkt und eifrig auf die Klingel getreten; aber in der Dunkelheit hatte er doch die Entfernung nicht richtig abgeschätzt und ... Donnervetter! -- beinahe hätte er das Fuhrwerk angerannt. Schnell griff er mit der fehnigen Hand in die Bremse; mit einem krachenden Laut fuhr sie herum und nach einigem schwachen Rollen stand der Wagen.

Das kleine Mädchen hatte gespannt zugehört und dann mit einem lächelnden Blick ihrem Wagenführer gesagt, daß sie das für eine patente Leistung halte, so kurz vor dem Anrennen zu halten.

Der Lastkutscher war aufgewacht und fuhr brummend langsam aus den Schienen.

Wieder lag die glimmernde Zehlschlange der Gleise vor dem Wagen. Der Wagenführer sah nach der Uhr. Dann schaute er zu ihr mit einem Blick, der ihr ganzes schmachtiges Körperchen warm, bebend umfaßte: „Liebchen, noch zehn Minuten!“

Da fiel ihr plötzlich etwas ein. Sie schaute sich um; aber hinter ihr stand nur ein verlassenes Weiblein.

„Du,“ sagte sie, „ich habe Dir noch gar nicht gesagt, daß wir heute die Arbeit hingeworfen haben. Die Ueberstunden wollen sie nicht bezahlen. -- Ich habe Dir das schon früher einmal erzählt.“

Er war erschrocken und schaute sie nicht an. Seine Hand bebte ein wenig an der Sturzel.

„Gewiß ist es schlimm für uns. Ich werde keine Arbeit mehr finden in meinem Zustand,“ fuhr sie leise fort.

Eine Weile schwiegen sie beide. Sinnend, wie Menschen, denen viel widrig geht und die einen neuen Schlag als längst erwartet hinnehmen.

Plötzlich aber lächelte das Mädchen. „Weißt Du, Lieber -- es ist doch etwas Schönes, denen die Brocken einmal so hinwerfen zu können! Die Mite hättest Du sehen sollen, als alle ihre Maschinen zumachten und sagten: Wir feiern. Da war es mit dem Befehlen auf einmal zu Ende. -- Na, mich nehmen die nicht wieder. Ich war mit der Kuleffa im Kontor und sagte, was wir forderten.“

Er schaute sie stolz und ein wenig bewundernd an. Wirklich, sie war ein mutiger kleiner Kerl!

Sie war wie ein junges Kind, das mit

einem tiefen, unerschütterlichen Ernst die Arbeit eines Erwachsenen verrichtet. Sie trug ihr hartes Leben, wie man ein Unabänderliches trägt, und doch lag in ihren Mienen die bewußte Kraft eines Menschen, der über die Sorgen des täglichen Lebens hinausdenken gelernt hat.

Sie freute sich, denen den Bettel einmal vor die Füße werfen zu können!

Wenn er das auch einmal könnte! --

Der Wind zante ihr das Haar. Das dünne Mattentüchchen flatterte flatternd um ihre Glieder. Der kalte Regen, der eingeseiht hatte, trieb ihr die Tränen in die Augen. Sie schauerte zusammen.

Er sah sie besorgt an: „Es ist kalt heute -- und so dünn bist Du angezogen!“ Die Furcht fiel ihm an, daß sie krank werden konnte, sie, die sich in diesem Zustand besonders schonen mußte. Und plötzlich dachte er daran, daß er sie doch überhaupt nicht schützen konnte.

Die Vögel da oben, die bauen sich ihr warmes Nest, wenn ihre Zeit kommt so dachte er.

Sie war ein so gebrechliches Mädchen und trug schon schwer an der Last ihres Leibes. Und da mußte sie noch Tag für Tag in die Fabrik gehen, damit das Notwendigste beschafft werden konnte zu einem schnell errichteten Hauswesen. Es hatte ihn getroffen wie ein Unheil, daß es jetzt mit ihrer Arbeit und ihrem Verdienen zu Ende war. Als ob es nicht eine Granatzeit wäre, sie immer noch zur Arbeit zu schicken!

Warum war er nicht fähig ein Nest zu bauen, wie die Vögel da oben?

Warum verdiente er so wenig, daß sie auch in dieser schweren Zeit nicht ruhen konnte?

Heiß wurde ihm, als ihm das alles einfiel. Wie oft hatte er schon darüber gebrütet. Wenn nur die anderen, die Kollegen, hätten mitmachen können! Einen Grund hatten schon alle, „einmal die Brocken hinzuwerfen“.

Aber viel Mut und Kampfeslust war nicht in den Kollegen. Sie hatten immer grünlige Gedanken und ängstliche Ausflüchte, sie trösteten sich mit dem Wort, daß es besser sei, den Sperling in der Hand, als die Taube auf dem Dache zu haben.

Damit würde wohl kein freies und lobendes Arbeiten zu erobern sein -- so dachte er, und eine kleinmütige Verzagttheit wollte sein Herz beschleichen.

Da aber sah er auf sein Mädchen. Zah, wie es ruhig und mutig in die Welt blickte und die felsenfeste Hoffnung aus ihren Augen leuchtete.

Er legte leise die Hand um ihren Leib -- denn das Weiblein dahinten störte sie nicht -- und sagte warm:

„Meine tapfere Kleine! Wenn Du so stark bleibst, werde ich doch wohl den Mut nicht verlieren. Vorwärts wird es schon gehen in der Welt. Daran wollen wir uns immer erinnern, wenn einem von uns beiden einmal der Mut auszugehen droht!“

Da legte das Mädchen die Hand an seinen Arm und sah ihm lächelnd und freudig in die Augen. --

Die Bäume. In der Höhe stehen sich zwei Bäume gegenüber.
Es kommt ein Asthling mit Weiden und Weiden, mit junger Kraft, mit grünen Knospen...
Es kommt der Frühling gekommen: da heben die Bäume das Haupt. Männer wird es. Und Wunden haben. Weiße Wunden. Lichtbündel flattern daher. Alles treibt Knospen, erwacht: immer werden die Zweige. Sie reden sich links und rechts, nach allen Seiten, hinauf, höher und höher, der Mutter, der Sonne, zu. Das ist Schönheit! Das ist Pracht!...
Die Bäume neigen sich zueinander. Die Zweige umfassen, umschlingen sich... die Wälder flüstern... Auf braunen Stämmen steigen geheime Ströme, quillen, rauschen, wachen ein brausendes Band...
Das ist Wind! Das ist Liebe!
Des Himmels Mann ihr Baldachin, der Vögel Zug ihr Schlaflied, der Frühlingstag ihr Traum! Sie vergessen sich miteinander.

Nach es weht ein Wind... Nachts sterben die Blumen. Jede Nacht! Die gelben Blätter klammern sich aneinander... Die Vögel wandern aus, der Sonne nach. Ohne Sonne kein Lied, kein Leben. Die Kränze nur bleiben zurück. Die deckt der Schnee zu...
Die Blätter fallen. Die Zweige schauern auf...
Die Bäume stehen weit voneinander. Die Bäume stehen einsam. Vergehen, vergehen! Da ragen sie fremd und frohlich und mitleidig? Unten da tobt der Kampf der Wurzel um einen Tropfen Wasser, einen letzten Hauch Wärme...
Kommt denn der Sommer nie mehr? „Nur noch nicht“ flüstert die traurige Schwalbe. „Nur noch nicht“ flüstert der Mauer. „Er kommt nie mehr!“
Er duckt sich, er steigt auf:
„Nie nie mehr“
Der Tag ist still. Der Tag ist einsam.
Es weht ein Wind.

Werner Peter Harten.

Auffständliche Bauern aus der Zeit der großen französischen Revolution zeigt unser Volkbild. In einem trüben, wolkenverhangenen Tage sind sie hinausgezogen: Männer, Frauen und Kinder. Mit Schabeln und Partisanen, mit Äxten, Herten und Kugeln haben sie sich bewaffnet. An langen Stangen haben sie Ächer geknüpft; die Schwänke sie als Fahnen. Durch aufgewühltes Land führt ihr Weg, den sie in wilder Wut und fanatischer Verzückung ziehen. In roh geschlungenen Bündeln führen sie Wandvorrat mit sich oder die letzten Hebereste ihrer Habe. Nicht lautlos und still bewegt sich der Zug. Die leidenschaftlich erregten Gemüter bedürfen der Aussprache. Die Männer singen ein Lied oder flüstern und necken die drallen Weggensoffinnen. So geht es durch Felder und Wälder, über Wiesen und Heidehänge, vorbei an zerstörten, menschenleeren Schlössern, vorbei an demolierten Wagen, vorbei an adligen Toten, die in ihrer eleganten Kleidung auf schrägem Wege die letzte Ruhestätte gefunden...

Es stehen in unserer Wälder viel Großzügigkeit und gewaltige, elementare Energie, wie sie nur durch narke Volksleidenschaften entzesselt werden können. Endlos dehnt sich der Zug der aufständlichen Bauern. Hag und Nacht sind ihre Führer durch die trostlose, trübe Ebene. Man glaubt den tausendfachen Schritten dieser Massen zu hören; die Stimmen ihrer Wut verzittern unter dem tiefhängenden Wolkenhimmel. Die Geflüchteten haben die Äxten von sich geworfen. Die Stunde der Verzückung ist gekommen...

Scheffel und der „rote März“. Daß der Sänger des „Trompeters von Säckingen“ und des „Eckehard“ auch einmal seine revolutionäre Umwandlung gehabt hat, wußte man schon andeutungsweise aus biographischen Mitteilungen. Das aber erfahren wir genau aus seinen Briefen an Karl Schwannik, die 22 Jahre nach dem Tode des Dichters und wenige Jahre nach dem Ableben des ihm wie kein anderer sonst innig befreundeten Empfängers in ihrer ganzen Vollständigkeit bei Georg Merseburger, Leipzig, erschienen sind. Bevor es im Reiche „Losging“, hatte Scheffel bereits seine juristischen Studien in Heidelberg (im März 1817) zum Abschluß gebracht. Seitdem bereicherte er sich im Karlsruher Klosterhause auf das erste Staatsexamen vor. Es war inzwischen das verhängnisvolle Jahr 1818 herangekommen. Eigentlich hatte es am Rhein und in Baden schon lang zuvor rumort. Hier kam es manchmal bei

Veratung des Budgets in der Kammer zu stark. Erhebung und scharfem Ausprall. Der „rote“ Heder, mit ihm die radikale Partei, machte heftige Opposition gegen das Ministerium und die badische Zentralmacht. Auf Scheffel scheint die äußerste Spitze, vor allem Heder, einen großen Eindruck ausgeübt zu haben. Schon seit 1816 hatte er den politischen Vorgängen, insoweit sie sich im Parlament abspielten, seine wachsende Aufmerksamkeit geschenkt und manches an seinen Freund Schwannik berichtet. „Daß Heder“ schreibt er ihm u. a. am 17. März 1817 „seine Deputiertenstelle niedergesetzt hat, wirst Du ebenfalls wissen. Es macht viel Sensation. Heber die Beweggründe ist man sehr im Unklaren.“ Zeit Beginn des Jahres 1817, das ja auch für das Großherzogtum Baden stürmische Tage bringen sollte, schreibt Scheffel an Schwannik fast keinen Brief mehr, in dem er nicht irgendwelcher Ereignisse gedenkt. Hatte er ihm doch schon zuvor einmal versprochen, über die politischen Zustände und die Stellung der Parteien im Land. Köhlers im nächsten Briefe zu schreiben, „weil er der Landtag im Zug sein muß, um die Verhältnisse ins Klare zu bringen“. Hier haben die Pariser Februarereignisse gewaltig eingeschlagen. Er sympathisiert mit der Opposition im Landtag, mit Sedel an der Spitze, der ihm imponiert; denn er ist „allein der Mann des vierten Standes“, „durch und durch Republikaner“. Scheffel hält sich nun überzeugt, daß Baden in ein paar Wochen Freiheits, Gleichberechtigung, Volksherrschaft usw. haben werde. Schon am 29. Februar verhandelt das Ministerium in der Tat eine Vorlage von Gleichheitsrechten, die jene Materie betreffen. „Wenn jetzt die Regierung Stand hält, schreibt Scheffel, „so haben wir in Baden bald einen Kaiserstaat auf demokratischer Grundlage, und das zieht das übrige Deutschland nach; die Bundesversammlung möge Noten oder Verträge darüber machen, das können sie halten, wie sie wollen“. Der „demokratische Kaiserstaat“ ließ allerdings auf sich warten. Vorerst gab es Bürgervereinsammlungen, bewaffnete Bürgerwehr. In Karlsruhe wuchs die Aufregung von Stunde zu Stunde. Schon am 1. März führten Heder und Strube mehrere Tausend Festschüler nach der badischen Hauptstadt. „Verdoppelung der Lokomotiven reichte kaum hin, die Menge von Mannheim, Heidelberg usw. zu bringen; verschiedene Post, vom Klerikalern und Advokaten bis zum Arbeiter, alles mit schwarz-rot-goldener Axt. Sie zogen in die Kammer der Abgeordneten mit der Petition um Realisierung förmlicher Volkswünsche“, darunter auch „einige noch ganz von arisierte sozialistische Forderungen“. „Diese Wünsche waren als kleine Flugblätter gedruckt, und die Mannheimer sollen während der Eisenbahnfahrt ein wahres Schneegestöber von Flugblättern ins Land hinaus losgelassen haben“. Der ungeheure Menschenstrom wälzte sich, in Karlsruhe angekommen, zum Ständehaus. „Die ganze Menge, die darin nicht Platz fand, blieb dichtgedrängt, in allen Gängen und im großen Hof versammelt.“ Strube, der als Sprecher der Petitionäre in der Kammer nicht das Wort erhielt, und der Redakteur Grobe „sprachen von den Reizern aus zum Volk“. „Das Resultat der Sitzung, das nachmittags 2 Uhr verkündet wurde, war: den geschnitzten Weg zu beobachten, alle diese petita wie jede Petition zuerst in den Abteilungen zu beraten, um Bericht darüber zu erstatten“. Darob erhob sich ein großer Lärm im Ständehof; man wollte „heute noch alles haben!“ „Strube mahnte zur Ruhe, forderte aber zugleich alle auf, Karlsruhe nicht eher zu verlassen, als bis alles entschieden sei. Hierauf zog die ganze Menge, viel Tausende, aus der Kammer fort vor das Schloß. Man glaubte die Karlsruhe, daß ein Straßenkampf beginnen würde. Schon seit Vormittag hatte die Bürgerwehr - Scheffel dabei im Mathause „das nötige Exerzieren“ betrieben. Nun rückte sie unverzüglich vor Schloß, denn die Bürgerschaft war sich entschlossen, sich durch diesen angebotenen Versuch von Mannheim usw. nichts von der „geschicklichen Entwicklung“ der badischen Zustände „verderben zu lassen“. Im Schloßhof war ein großes Gedränge; man verlangte die „Befreiung der Gefangenen“. Schließlich wurde eine Deputation ins Schloß geschickt. Sie richtete aber weiter nichts aus, als daß ihr die Regierung erklärte, die „Beschlernigung der Untersuchung und gerechte Entscheidung“ herbeiführen zu wollen. Die Deputation rief nun der Volksmasse, sich zu verziehen, was denn auch geschah. Heberall in den Kneipen wurden vielfache Reden gehalten. Als dann am nächsten Morgen die Kammer fast einstimmig allen Vorschlägen beitrug, zog eine große Menge der Fremden Gänge mit dem letzten Bahnzug ab. Vorläufig blieb alles still. Scheffel war mit 17 Mann auf den Wachtposten am Linkenheimer Tor beordert. Eben wollten sich die Leute dem Genuß des Biertrinkens

hingeben - „da ertönten Signalfüße, Feuerlos Generalmarsch, und wie wir unteres Gewehr trat war schon der ganze Himmel glühend vom Feuer glanz. Wahrscheinlich um eine reale Demonstration gegen den deutschen Bund zu machen, vielleicht in als Demonstration in Sachen der Gefangenen, in unser Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten in Brand gesteckt worden und brannte auch... faul einem Teil des daran stoh; den Hotels des Fürsten von Fürstenberg. Da man nicht anders vermutete, als dieses Feuer nur angelegt, um die Aufmerksamkeit abzuwenden und irgendwo anders losbrechen zu können, so in die Sache ernst.“ Zudem wurde gemeldet, daß Kaufe des Finanzministers Meunier Brandstiftung geübt worden waren und dergleichen Behauptungen mehr. „Wir waren auf alles gefaßt; es tat aber nichts, als gegen Mitternacht ein blauer Rauch, Rauch auf Rauch, Salpetermin usw., der die ganze Stadt in Alarm setzte, aber auf einem Zählzuchtentum beruht...“ Obgleich auch in nachsten Tage nichts von Verletzung verriet, als in verschiedenen Häusern gesetzte Brandstoffe entzündet wurden, war die Stimmung in Karlsruhe ein sehr unheimliche und erbitterte. Seit 1. Tag standen fast alle Arbeiter und Bediente still, die Richter war kaum zur Ruhe gekommen, und niemand wußte eigentlich, was los ist.“ Es schwebten Gerüchte von Brandstiftungen und einem geplanten Heberfall durch die Luft. In unbetracht dem hatte man schon Vorbereitungen zum Köchen getroffen, vor jedem Haus in den Straßen hatten große Kübel mit Wasser. In dieser Nacht in gleichen Tage, dem 3. März, waren übrigens ersten zensurfreien Zeitungen erschienen. Demnach Scheffel nicht mehr auf Wache. Bald darauf ging er mit stark Welter, dem zum badischen Landtag beim Bundestag ernannten Distrikter, in dessen Sekretäre nach Frankfurt a. M. So wurde er Zeuge historisch bedeutender Ereignisse, die er hier auf der Nationalversammlung abspielten. Er, am 21. Mai ründet Scheffel wieder Zeit, an Schwannik zu schreiben, und wie er erfahren nun, daß er 1817 April, als Heder und Strube im badischen Reichsrat ihren Landstreich unternommen hatten, von Karlsruhe nach Karlsruhe geeilt war, um wieder dem Reich bei der Bürgerwehr einzuschreiben. Man kann nämlich glauben, Georg Herwegh würde mit seinem Pariser Molonne bei An, einige Stunden bei Karlsruhe „überbarbrechen“, und Scheffel wollte dabei sein, ihr entgegenzutreten, „weil er die Republik doch aus diesen Händen nicht gehen lassen wollte“. Heber das „Warum“ hat er nicht in früheren und späteren Briefen geäußert. Wohl schwärzte er für ein republikanisches Deutschland und meinte sogar in Aufhebung des Nationaler Parlaments, daß „mehr Verein“ für eine Republik vorhanden wäre, als er sich „vor vier Wochen noch träumen ließ“; aber von einer Revolution in Baden wollte er nichts wissen. Ja, er empfand gegen die Radikalen vom Schlag der Wind, Sturm und Aufruhr eine „tiefe sittliche Indignation, weil ihnen die Freiheit „nicht im Herzen, sondern im Magen“ läge. Sein Revolutionsideal strebt etwas ganz anderes an, nämlich eine neue „Organisation des Reichsverfassungskampfes“. Nach seiner Ansicht „wäre eine Lager“ über den Vorzügen unserer kleinen Lumpenkalter hinausreichend. Politik dahin zielen, die 28 verfassungstreuen Regierungen waffen- und kampfbereit zu machen; den inneren Hader ruhen zu lassen, als Ersatz dagegen von der Regierung die Auflösung der ungeliebten und feindlichen Volkskräfte zum Kampf gegen den Absolutismus verlangen.“ Deshalb habe er (Scheffel) „nicht in den Vierkneipen gewählt, sondern in gebildeteren Kreisen; alles betrachtete Preußen als unseren natürlichen Feind - und im Bund mit Württemberg, Hessen usw., hätten wir mit den Rückstärken noch ein Wort reden können.“ Wo Scheffel betraf, so hatte er in Offenburg und anderen Orten vergeblich gesucht, den deutschen Gesichtspunkt für Baden hervorzuheben, hatte aber dabei „einige Schimpfwörter und keinen Laut geerntet“. Es kam, auch in Baden, alles so ganz anders, als Scheffel erwartet haben mochte. Und seit er am 18. September 1818 „oben auf dem Dom zu Frankfurt stand und die Warrifaden aus der Erde wuchsen und den Sturm und Stampf um dieselbe herum gesehen, „da - so schreibt er - habe ich den Glauben an das Volk auf beiden Seiten und die Poésie der Revolution verloren.“ Sein Traum von der „Herstellung eines großen einigen schwarz-rot-goldenen Deutschlands“ durch die Märzrevolution war verflüchtigt. Was wir bisher vergeblich in seinen sämtlichen Schriften gesucht haben, nun wissen wir endlich aus diesen brieflichen Ergüssen an Karl Schwannik: Scheffel hatte auch einmal seine revolutionäre Jugendperiode.

e. k.